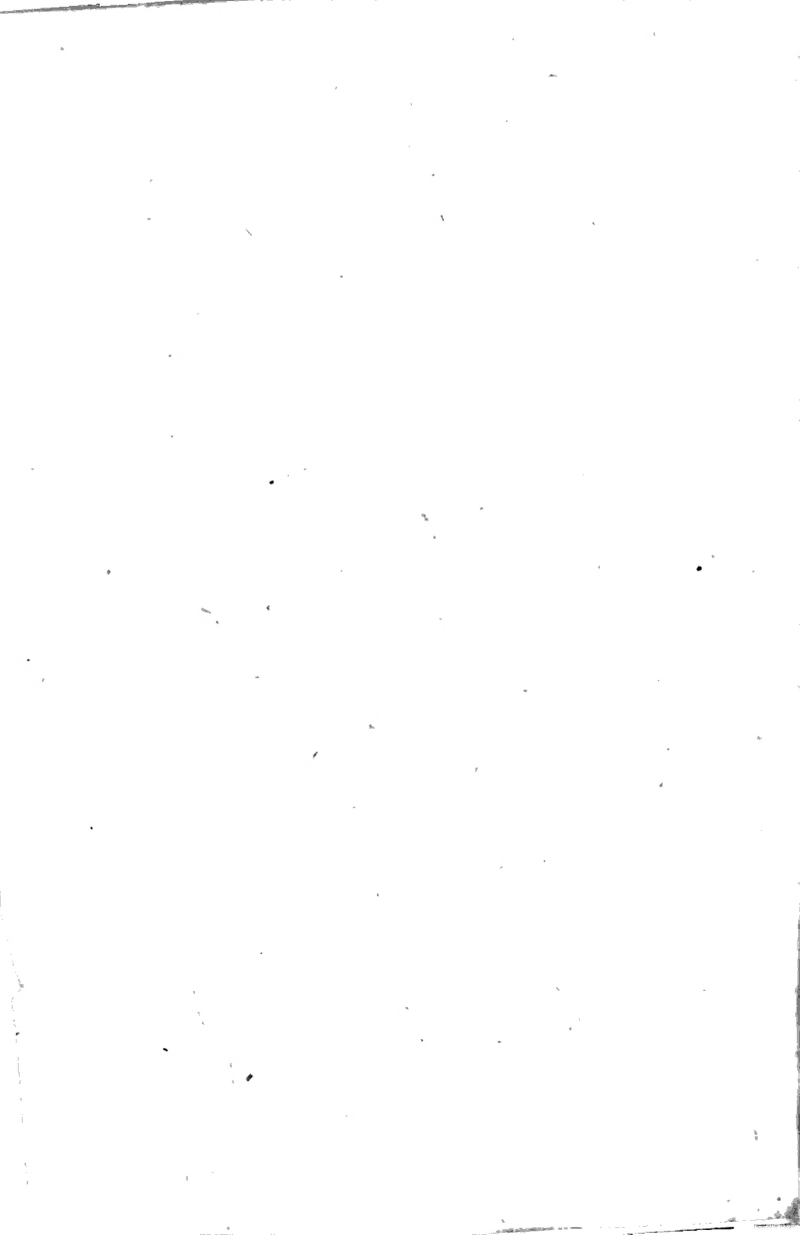




# Der Sansculotte.

Von

**Paul Féval.**



Dritter Theil.

**Grimma und Leipzig,**
Druck und Verlag des Verlags-Comptoirs.
1852.

# Der Sansculotte.

---

## Dritter Theil.

# I.

## Robespierre und die Thermidorianer.

Um in unsern Tagen die Schreckenszeit begreifen zu können, muß man sich ein genaues Bild von den Umständen und Personen zu machen suchen, unter deren Einflusse Frankreich damals stand.

Robespierre, den wir gewohnt sind, als den Urheber aller Uebertreibungen der revolutionären Bewegung anzusehen, war eigentlich nur der erste Verkündiger der revolutionären Ideen, und die Grundsätze, welche er aussprach, wurden von der Mehrzahl derer, welche sie in Anwendung brachten, nicht nur weiter ausgedehnt, sondern auch auf höchst rohe Weise mißverstanden.

Der große Haufe hat sich bisher immer eine seltsame Vorstellung von dem Manne gemacht, der abwechselnd als Ungeheuer oder als Märtyrer dargestellt worden ist, und der im Grunde nur ein Ehrgeiziger von unbeugsamer Verstandesconsequenz war.

Er war unversöhnlich, aber nicht aus Neigung, sondern aus Princip. Er gestattete die Härte der revolutionären Maßregeln, ohne Gefallen daran zu finden, und so zu sagen als eine metaphysische Nothwendigkeit. Er war mehr kalt, als grausam. Erstaunt über die Unempfindlichkeit des Ministers der Justiz bei den Septemberscenen, hatte man ihn ausrufen hören: „Welch' ein Glück muß es sein, einen Charakter wie Danton zu haben!"

Seinen Republikanismus anlangend, so war dieser nur um so aufrichtiger, als sein Ehrgeiz dabei seine Befriedigung fand.

Von **1791** an gab er deutlich zu verstehen, daß es ihm nicht blos um die Aufhebung der Vorrechte des Adels und der Geistlichkeit zu thun gewesen war.

„Was hilft es denn," hatte er bei Gelegenheit der Frage von der Ueberweisung der Souveränität ausgerufen, „was hilft es denn, daß es diese lächerlichen Titel nicht mehr giebt, auf welche einige eitle Menschen pochten, wenn ich sehen muß, daß diese Privilegirten durch eine andere Classe ersetzt werden, der man mich zwingen will ausschließlich meine Stimme zu geben? Was hilft es denn dem Bürger, daß es keine Wappen mehr giebt, wenn er überall die Bevorzugung des Geldes sieht?"

Bald darauf entwickelte er seine Ansichten noch deutlicher und bestimmter in zwei Reden über das Eigenthum und über die Progressivsteuer. Er verlangte

kein agrarisches Gesetz, das er ein Phantom nannte, erfunden von Betrügern, um die Schwachen in Furcht zu halten, sondern eine mehr gleichmäßige Vertheilung der Güter, die Einführung eines nach den Verhältnissen der Hülfsquellen normirten Steuersystems und Befreiung von jedem Beitrage für die Staatslasten für diejenigen Bürger, die Nichts als das tägliche Brod haben.

Damit ist, wie man sieht, eine Umänderung aller socialen Verhältnisse verlangt, und dies war auch wirklich Robespierre's Plan. Sein Ehrgeiz war kein gewöhnlicher Ehrgeiz, er wollte auf dem Wege logischer Folgerungen zur Gewalt gelangen, als Oberhaupt des von ihm gegründeten Systems.

Allein diejenigen, welche blos die politische Seite der Revolution festhielten, erhoben sich gegen den Plan eines tiefer eingreifenden Umsturzes des Bestehenden, und so spaltete sich der Nationalconvent in zwei Parteien, von denen die eine aus den abenteuerlichen, verdorbenen und ehrgeizigen Elementen des Convents zusammengesetzt war, die andere aus den Gefühlvollen und Unentschlossenen bestand. Dies der Ursprung des Kampfes zwischen dem Berg und der Gironde.

Die Gironde, welche das Bürgerthum repräsentirte (nicht jenes, dessen hochfahrenden Egoismus wir gegenwärtig zu beklagen haben, sondern das intelligente und muthvolle Bürgerthum, welches den Adel besiegt hatte), hatte nach der Gründung der Republik wenig zu wün=

schen mehr, und ihr Streben war nur noch, ihre neue Errungenschaft mit allen Kräften sich zu erhalten. Der Berg dagegen repräsentirte jenen tieferstehenden Theil der Nation, welchen die Revolution noch nicht erreichte, und deren Wünsche nur durch eine gänzliche Umgestaltung des gesellschaftlichen Zustandes erfüllt werden konnten. Robespierre nun war es, wie schon oben gesagt worden, der zuerst die Idee einer solchen Umgestaltung gehabt und am eifrigsten verkündet hatte; er mußte sonach der natürliche Chef der jacobinischen Partei werden.

Um aber den Sieg seines Systems und in dessen Folge auch seiner persönlichen Herrschaft zu sichern, mußte er gewaltsam Alles niederreißen, was ihm hinderlich sein konnte, den Angriff von außen zurückdrängen, den Widerstand im Innern unterdrücken, und die ganze Nation durch Schrecken unter seine Gewalt bringen, wie man ein Kind durch Drohungen zwingt, sich einer nothwendigen Operation zu unterziehen. Er selbst kündigte auf der Tribüne das transitorische System an, nach welchem Frankreich zu seiner Rettung eine Zeit lang regiert werden müsse.

„Die Hebel des im revolutionären Zustande befindlichen populären Gouvernements," sagte er, „sind die Tugend und der Schrecken; die Tugend, ohne welche der Schrecken unheilbringend ist; der Schrecken, ohne welchen die Tugend kraftlos ist. Der Schrecken ist nichts Anderes als schnelle, strenge, unbeugsame Justiz.

Wenn der Despot durch Schrecken seine thierisch verwilderten Unterthanen regiert, so hat er als Despot Recht; bändigt durch Schrecken die Feinde der Freiheit, und Ihr werdet auch Recht haben als Gründer der Republik. Das Gouvernement der Revolution ist der Despotismus der Freiheit gegen die Tyrannei.“

Allein indem Robespierre den revolutionären Agenten diese doppelte Handhabung der Tugend und des Schreckens anempfahl, sprach er mehr als Metaphysiker, als als praktischer Staatsmann. Er vergaß, daß jede Macht, welche Schrecken einflößt, augenblicklich zum Mißbrauch führen muß; er vergaß vor Allem, wer die Menschen waren, mit denen er es zu thun hatte.

Seine Pläne waren an sich schon von der Art, daß er dadurch alle Verdorbenen und alle Blutdürstigen für sich einnehmen mußte. Während er festen Schrittes, mit unerbitterlicher Strenge des Raisonnements, auf die Verwirklichung eines Princips los ging, waren seine angeblichen Gehülfen nur für die Befriedigung ihrer niedrigen Leidenschaften thätig. Ja noch mehr: ihre Schläge trafen nicht dahin, wo der Meister es gewollt hatte. Um Robespierre’s Lehre zu befolgen, hätten gewisse Charaktere und gewisse Classen von Menschen methodisch vertilgt werden müssen; allein die meisten Terroristen, aus der Masse des Volkes hervorgegangen, suchten ihre Opfer unter ihres Gleichen. Sie tödteten

aus Privatgroll und aus Privatinteresse, wo sie hätten systematisch tödten sollen.

„Die revolutionären Comité's, anstatt ihr Feuer auf ein bestimmtes Ziel zu richten, machten ein Feuer, das sich nach allen Seiten ausbreitete. Ganze kleine Städte auf ein Mal zogen auf das Schaffot; allein der Kaufmann denuncirte den Kaufmann, und Beide wurden von einem ihrer Arbeiter verhaftet. Der Haß des Nachbars gegen seinen Nachbar, der Brodneid war es, dem man unter der revolutionären Maske freien Lauf ließ.“ *)

Zu denen, welche ihre Rache zu befriedigen suchten, kamen dann noch die Ruchlosen, denen die gesellschaftliche Regeneration nur zum Vorwande von Raub, Mord und Gewaltthat diente; die Wahnsinnigen, welche nach Blut dürsteten, die Verblendeten, die Schwachen, endlich jene grausamen Sectirer, bekannt unter dem Namen der Maratisten, welche von einer Reduction der Bevölkerung auf tausend Menschen für die Quadratmeile, von der Tödtung aller Franzosen, welche die Monarchie gekannt hatten, von der Gütergemeinschaft und von der Abschaffung aller Pflichten gegen die Familie träumten.

Robespierre selbst war der erste, welcher es bemerkte, daß der größte Theil seiner Anhänger seine Leh-

*) Worte Riousse's

ren durch die Art, wie sie sie in Anwendung brachten, compromittirte. Er wollte ihnen Einhalt thun; allein sie widersetzten sich. Er schickte sie auf's Schaffot.

Von da an nahm das Schreckenssystem einen andern Charakter an. Anfänglich hatte man bunt durch einander, und, wie es der Zufall wollte, gewürgt; Robespierre organisirte jetzt die Proscription; er dachte sogar schon daran, ihr ein Ziel zu setzen. Sein Zweck war von jeher gewesen, in Frankreich eine strenge Demokratie, an deren Spitze er selbst stehe, zu gründen. Zu diesem Zwecke hatte er für's erste den Boden ebnen müssen; er dachte aber, daß die Zeit des Aufbauens nunmehr gekommen sei, und mitten unter der Unordnung fing er schon an, die Elemente der Ordnung zu sammeln.

Diese neue Richtung gab sich zuerst kund in den Angriffen gegen die Anarchisten der Gemeinde, in den Maßregeln gegen die als Mitschuldige der Gironde ausgestoßenen Deputirten, in Aeußerungen der Toleranz zu Gunsten der adeligen Offiziere und der Geistlichen.

Besonders auf diese letzteren rechnete Robespierre bei seinem Plane einer umfassenden Organisation, den er als régulateur de la France schon entworfen hatte; diesen bezeichnenden Titel hatten seine intimen Freunde im Stillen schon dem neuen Protector ertheilt. Es war schon kurz vor dem Feste des höchsten Wesens die Rede davon gewesen, sämmtliche constitutionelle Bischöfe nach

Paris zu berufen, um sich mit ihnen über die von Robespierre verkündigte neue Form des Gottesdienstes zu berathschlagen, welche von nun an die Basis der revolutionären Bewegung sein sollte.

Indem er auf diese Weise die politischen Acte mit den des symbolisirten Rationalismus, den er zur Religion erhoben hatte, zu verknüpfen suchte, wurde dieser neue Cromwell in der That eine Art Pabst, der in seiner Person zwei Titel und zwei Gewalten vereinigte.

Eine solche Aussicht hatte für ihn etwas besonders Anlockendes; es war von jeher Etwas von einem Priester in diesem Manne gewesen, dessen ganze Stärke nur auf seiner Geduld, auf seiner List und seiner Ausdauer beruhte.

Auch hatte er die Ueberzeugung, daß kein gesellschaftlicher Zustand bestehen könne ohne ein Sittengesetz, und daß es deren zwei wohl von einander zu unterscheidende gäbe, das christliche Sittengesetz, dem die Mehrzahl noch immer huldigte, und das natürliche Sittengesetz, angenommen von dem unterrichteteren, wo nicht aufgeklärteren Theile der Nation, welcher sich zu der geistigen Erbschaft des achtzehnten Jahrhunderts bekannte; Alles bot er nun auf, diese beiden Sittengesetze mit einander in Einklang zu bringen. In seiner Rede über das Verhältniß der religiösen und sittlichen Idee zu den republikanischen Principien hatte er seine Ansichten darüber vollständig dargelegt. Er hatte darin ge=

zeigt, wie nothwendig es sei, daß es ein gewisses religiöses Glaubensbekenntniß gäbe, welches die wahren Motive unserer Pflichten enthalte und die Grundlage der Sittlichkeit bilde, und erklärt, man habe das Volk dadurch irre gemacht, daß man seine Religion mit zu wenig Vorsicht und Schonung angetastet.

Dies war allerdings eine neue Sprache, welche die Schüler Marats und Héberts höchlichst befremden mußte. Jetzt sahen sie, daß sie sich bei Robespierre in ihrer Rechnung geirrt hatten.

Er verlangte nun eine Epuration des Wohlfahrtsausschusses und die Bestrafung derjenigen Beamten, welche ihre Amtsgewalt gemißbraucht hatten; dies war so gut wie ein Verdammungsurtheil für Alle. Die Revolutionäre dans le sens du crime, wie Saint-Just sie nannte, sahen nunmehr, daß ihre einzige Rettung der Sturz des Chefs sei; sie traten zusammen, um diesen herbeizuführen.

Robespierre entdeckte das Complot; aber seine neuen Feinde waren zum Unglück seine ehemaligen Anhänger; alle ihre Missethaten waren unter seinem Namen begangen worden; auf ihm selbst lastete nun die Schuld mehr, als auf jenen, und die redlichen Bürger machten nun mit den Verschworenen gemeinschaftliche Sache gegen ihn. Er war so überzeugt von dem Gefährlichen einer solchen Stellung, daß er es für nöthig hielt, sich öffentlich darüber zu erklären.

„Die schändlichen Schüler Héberts,“ rief er von der Rednerbühne herab, „haben zu dem Adel über mich gesagt: er ist es, der Euch proscribirt; zu den Patrioten: er will den Adel erhalten; zu den Priestern: ohne ihn könntet ihr in Frieden leben und über eure Feinde triumphiren; zu den verfolgten Republikanern: er ist es, der euch zu verfolgen befohlen hat, oder es doch nicht verhindern will. So haben sie alle Beschwerden, deren Ursachen ich nicht wegzuräumen vermochte, auf mich geschoben und gesagt: in seiner Hand ruht euer Schicksal; und jetzt nennen sie mich einen Tyrannen!“

Diese Vorwürfe waren wirklich gegründet, allein das Vorurtheil der öffentlichen Meinung war stärker als alle Rechtfertigungen. Robespierre hatte den Cultus des Schreckens proclamirt und sich so zu sagen zum Hohenpriester desselben aufgeworfen; man untersuchte nun nicht weiter, ob seine Absichten verkannt oder entstellt worden seien; der ganze Zorn über diese lange Unglückszeit brach mit einem Male hervor, und der neunte Thermidor wurde mit einstimmigem Beifall aufgenommen.

So hat denn bei Robespierre, wie bei so vielen Andern, das Volksvorurtheil den Sieg über die Wahrheit davon getragen, und sein Name scheint noch für lange Zeit, wo nicht für immer bestimmt zu sein, eine berüchtigte Celebrität zu bleiben. Für die aber, welche die Sache gründlicher untersuchen, wird es fortwährend

Thatsache bleiben, daß Robespierre der am wenigsten ungerechte und am meisten intelligente unter den Terroristen war; daß die ruchlosen Ausartungen des Sansculottismus ihn stets zum Feinde hatten, und daß er fiel, nicht in Folge seiner revolutionären Maßlosigkeit, sondern weil er dieser eben Einhalt thun wollte.

Gleichwohl hatte aber diese Auflehnung der verdorbensten Conventsmitglieder gegen die reorganisatorischen Tendenzen Robespierre's nicht den Erfolg, welchen die Verschworenen sich erwartet hatten. Sie erhoben sich im Namen der mißachteten Humanität und der verletzten Rechte; Frankreich nahm sie beim Worte und machte sich einen Sieg zu Nutze, den jene im Interesse ihrer lasterhaften Wünsche zu erringen getrachtet hatten. Indem man sie für gutgesinnte Bürger gelten ließ, zwang man sie fast schon, es wirklich zu sein; sie wagten es nicht, offen zum Bösen zurückzukehren, und auf die öffentlichen Schandthaten, welche Frankreich zu erdulden gehabt, folgte die vielleicht noch gefährlichere Verderbtheit des Directoriums.

Wir bitten den Leser wegen dieser allgemeinen Bemerkungen um Entschuldigung; wir hielten sie für nothwendig zum besseren Verständniß dessen, was nun folgt. Wir kehren nun zu unserer Erzählung zurück.

Unter allen Provinzen, in denen das Schreckenssystem gewüthet, mußte der Bretagne das grausamste Loos bevorstehen. Hier kam in Wahrheit Alles zusam-

men, was den wüthenden Ungestüm der Gewaltmaßregeln allenfalls hätte rechtfertigen können. Die Föderalisten hatten nur eben erst die Waffen niedergelegt; englische Corvetten, welche im Angesichte unserer Küsten kreuzten, brachten fast jeden Abend Emigrirte, Pulver oder Guineen ans Land, und die Vendéeischen Armeen pflanzten ihre weißen Fahnen längst der bretagnischen Marken auf, das platte Land zum Widerstand aufrufend. Unter so äußerst bedenklichen Umständen kamen die Repräsentanten, welche der Berg beauftragt hatte, die revolutionäre Bewegung in Gang zu bringen, in der Bretagne an.

Ihre erste Sorge war, die Clubs und die comités de surveillance zu regeneriren. Alle Bürger, welche das Moderantismus verdächtig waren, wurden aus denselben ausgestoßen. Im Namen der allgemeinen Freiheit erlaubte man sich Eingriffe in die persönliche Freiheit der Einzelnen; das Eigenthum wurde im Interesse der Gesammtheit verletzt; die Republik wurde zu einer großen Gemeinde, die von Inquisitoren regiert wurde.

In jeder Stadt stellten die comités de surveillance nach dem Gesetze des Maximum, den Preis des Brodes, seine Bestandtheile und die Quantität fest, welche jeder Bürger kaufen durfte. Eine commission des recherches war niedergesetzt worden, um die Listen der Verdächtigen zu entwerfen .... Und wer wäre nicht verdächtig gewesen, in diesem Lande der Adeligen,

Geistlichen und Föderalisten? In wenigen Tagen waren alle Gefängnisse angefüllt; Alles diente als Grund zur Anklage bei solchen, welche einmal den Verdacht gegen sich hatten. Ein kleiner Auszug aus den Verhaftungsprotokollen würde dies noch deutlicher beweisen.

Marie Anne Rose Pontho, geschwätzig, verkehrt viel mit Leuten ihres Standes: Verdächtig!

Marie Anne Saliou, verehelichte Cresolles, hat noch nicht irgend eine Ansicht über die hauptsächlichsten Ereignisse der Revolution öffentlich ausgesprochen: Verdächtig!

Marie Gabriele Kergrist, eben so geistvoll, als ihr Mann einfältig: Verdächtig!

Therese Jehan, verehelichte Hingant, steht in Briefwechsel mit ihrem Manne, einem Emigrirten: Verdächtig!

Und so könnten wir noch zehntausend andere Namen anführen, denn den Terroristen unseres Dorfes fehlte es nie an Gründen zur Einsperrung. Man hatte vielleicht auf seinem Heuboden alte Urkunden liegen, die hätten verbrannt werden sollen; unser Charakter und unsere Bekanntschaften waren nicht bekannt; ein Sohn von uns war außer dem Hause, konnte also möglicherweise emigrirt sein; man war von Eltern erzogen worden, welche nicht die richtigen politischen Ansichten hatten — bei Allem hieß es: Verdächtig!

Manchmal war die Anklage so komisch, daß man

jetzt glauben könnte, sie sei von einem boshaften Aristokraten zur Satyre erfunden worden.

So begründete der Comité von Josselin die Denunciation des Bauers Grandière mit folgender Zusatzbemerkung:

„Dies ist Einer von den Reichen, die mehrere Pächter haben, welche ihnen den Pacht in Körnern liefern. Und was macht er mit diesen Körnern? Er häuft sie in Magazinen auf und vertheilt sie dann für blanke Thaler an Leute, die ebenso handeln und gesinnt sind, wie er.“ *)

Ein sonderbares Verbrechen, wird man sagen bei Lesung solcher Anklagen, die uns heutzutage empören oder zum Lachen reizen! . . . und doch muß man sich dadurch nicht irre machen lassen; abgesehen von ihrer lächerlichen Form, waren sie doch alle keineswegs ungegründet. Diese wegen scheinbar so geringfügiger Ursachen für verdächtig erklärten Leute waren wirklich auch gefährlich, denn Alle waren im Grunde ihres Herzens Feinde der revolutionären Bewegung. Unsere Dorfterroristen drückten sich über den Beweggrund ihres Verdachtes schlecht aus, allein ihr Instinct hatte sie doch richtig geleitet. Man mag allerdings in der Strenge des Verfahrens das Maß überschritten haben, zuweilen

*) S. Geschichte der Revolution in den Departements der ehemaligen Bretagne, von M. du Chatellier.

mag auch Bosheit, öfterer noch Irrthum dabei obgewaltet haben. Ueberall, wo Gewaltschritte nothwendig werden, läuft man Gefahr, die Unversöhnlichen und die Ruchlosen heranzulocken; allein bei alledem wird die revolutionäre Bewegung doch ihre Früchte tragen und zum Heile Frankreichs gereichen.

Man glaube daher auch ja nicht, daß die beauftragten Repräsentanten die Thätigkeit des Comité's für die Ausforschung der Verdächtigen zu hemmen gesucht hätten; weit davon entfernt fachten sie vielmehr deren Eifer nur noch mehr an, bemühten sich sogar selbst durch alle möglichen Mittel hinter die geheimsten Gedanken eines Jeden zu kommen. Bréard und Tréouhart z. B., indem sie dem Wohlfahrtsausschusse in einem Briefe vom 7. October den Empfang einer Summe von dreimalhunderttausend Livres anzeigen, erklären dabei ganz offen: „Wir ziehen aus der Verwendung dieses Fonds den doppelten Vortheil, hülfsbedürftigen, guten Patrioten eine Unterstützung zu gewähren, und durch sie zu erfahren, was in dem Innern der Familien vorgeht!“

Ein neuer Beweis, daß die Gewalthaber, aus welcher Partei sie auch hervorgegangen sein mögen, nie vor der Immoralität der Mittel zurückschrecken.

---

## II.

### Rückkehr nach Rennes. — Eine Sitzung des Clubs.

Es war, wenn ich nicht irre, in den ersten Tagen des Monats November 1793, als mich die Angelegenheiten unseres Handelsgeschäfts nach Rennes riefen.

Ich hatte diese Stadt seit dem Tage, wo ich sie im Auftrage meines Pathen verlassen hatte, nicht wieder gesehen; man kann denken, wie ich mich beeilte, hin zu gelangen, und welchen Eindruck es auf mich machte, als ich daselbst ankam.

Die schönsten Erinnerungen meines Lebens, die, welche uns unvergeßlich und werth bleiben, erwachten mir hier wieder. Hier hatte ich drei dürftige, aber frohe Jahre verlebt, indem ich täglich acht Sous verdiente, in einer Mansarde ohne Kamin schlief, und Sommer und Winter hindurch keine anderen Kleidungsstücke hatte, als einen Frack von Ratnie, ein paar Beinkleider von Berkan, ein paar buntgewirkte Strümpfe und drei

Hemden, von denen nur das eine noch einen Busen-streifen hatte.

Mancherlei Aenderungen meiner Lage hatte ich seit-dem erfahren; mit allen Winden war mein Lebensschiff gesegelt, manchmal ruhig, meistens aber sturmvoll und, wie die Seeleute sagen, auf gut Glück lossegelnd (sous ses voiles de fortune). Wie alle jungen Leute, hatte ich auch eine Zeit gehabt, wo der Geist auf Flügeln schwebt; allein später hatten die Dornenbüsche alle meine Federn abgestreift und, der Rolle des Icarus müde, beschloß ich von nun an aufrecht auf meinen Füßen zu gehen, und die Last des Lebens, wie ein Hausirhändler, auf meine Schultern zu nehmen.

Indeß erwachten doch beim Anblicke von Rennes meine alten Gefühle wieder. Als ich die Stadt wieder sah, wo ich so manche schlechte Mittagsmahlzeit verzehrt und so manchen Knopf an meinen einzigen Rock genäht hatte, fühlte ich mich im Geiste wieder jung werden. Die Erinnerung an dürftig verlebte, erste Jugendjahre hat einen eigenthümlichen Reiz, welcher rührt, ohne da-bei traurig zu stimmen. Und dann, was macht man sich aus allem Ungemach, das man zu ertragen hat, so lange man noch singen, schlafen und warten kann? Ja! Die Jugend ist der Sonnenstrahl, der auch den Kerker freundlich macht, die Blume, welche das schmuck-lose Fenster des Armen ziert, sie ist Licht und Duft, Hoffnung und Freude!

Das Erste, was mir bei meiner Ankunft in Rennes auffiel, war das veränderte Ansehen der Stadt. Ich erinnerte mich noch der einsamen Stille seiner Straßen, die nur selten durch die Spiele der Schulkinder einmal unterbrochen wurde, an seine öden, freien Plätze, über welche nur dann und wann ein Rathsherr in seiner Robe schritt, an die menschenleeren Promenaden, hinter deren Gebüschen einige Studenten nachdenkend auf- und niederwandelten. Mit einem Worte, Rennes schwebte mir noch immer als das Bild einer weitläufigen Universität vor, wo Alles in der Stille sinnt und arbeitet; jetzt waren die Straßen, die Plätze und Promenaden mit lärmenden Gruppen bedeckt; an jeder Straßenecke waren Soldaten aufgestellt; überall standen Kanonen und kamen Cavalleristen in den Weg; überall hörte man Nichts als Schreien, Lärmen und Waffengeklirr; die Universität hatte sich in ein Lager verwandelt.

Als ich an das Palais des Gerichtshofes kam, dessen Mauern sonst mit Verkaufsankündigungen und gerichtlichen Bekanntmachungen bedeckt waren, las ich folgende Annoncen:

„Zur Nachricht.

„Gesucht werden acht junge Leute, die keine Furcht vor dem Tode haben, um als Volontäre auf ein zu Saint-Malo ausgerüstet liegendes Kaperschiff zu gehen.

— Das Nähere zu erfragen beim Bürger Godefroy, rue aux Foulons."

„An die patriotischen Bürgerinnen.

„Diejenigen, welche geneigt sein sollten, einige müßige Augenblicke zu verwenden, um Strümpfe für unsere Brüder an den Grenzen zu stricken, können sich wenden an die Bürger Bascon, rue d'Estrées; Bouverd, Hôtel de Ville; Gathois, place d'Estrées, welche ihnen das nöthige Material liefern werden."

„Municipalitätsbeschluß.

„Die schlechten Bürger zerfallen in drei Classen:

1. Die Verschwörer und Parteihäupter. — Diese werden auf der Stelle hingerichtet
2. Die, welche durch Reden oder Hülfsleistungen den Aufruhr unterhalten. — Gefängniß.
3. Die Gemäßigten, die Verdächtigen und alle Heuchler. — Stadtarrest."

Mein erster Gang war zu Benoist. Seine Frau und er empfingen mich wie einen Bruder; allein ich fand sie höchst niedergeschlagen.

Der Sansculottismus herrschte in Rennes in seiner ganzen, schmutzigen Rohheit. Die wahren Jacobiner, welche das Schreckenssystem so wie Robespierre verstanden, ohne verbrecherischen Mißbrauch, beklagten dies bitter, ohne es jedoch ändern zu können, denn ihre Zahl war klein und das Uebel kam hauptsächlich von den beauftragten Repräsentanten her, die damals die

Allmächtigen waren. Die meisten derselben schienen nur den einen Zweck zu haben, die Revolution zu encanaillisiren.

Carrier hatte es bei seiner Rundreise im October auf sich genommen, in Rennes die neuen, von Hébert und seinen Freunden proclamirten, revolutionären Lehren zu verkünden. Der Atheismus, die Grausamkeit und der Egoismus bildeten die Grundlage derselben. Der Missionär war einer solchen Religion würdig.

Er fing damit an, die Anlage eines registre de renseignements civiques, in welches Jeder seine Denunciationen eintragen könne, die Erneuerung der Behörden und die Verheirathung der Geistlichen, „welche die Philosophie aufgeklärt habe", anzubefehlen.

Le Coz, Bischof von Ile-et-Vilaine, widersetzte sich dieser letzten Maßregel, die er als eine Verletzung der kirchlichen Statuten ansah. Dieser war ein aufaufrichtiger Christ, welcher die Republik anerkannte, ohne auch nur einem seiner Glaubensartikel zu entsagen, und nur weil er in ihr die Verwirklichung des Reiches Gottes auf Erden sah. Carrier ließ ihn vor sich kommen und trat mit wüthender Geberde auf ihn zu.

„Gieb mir Dein Ordinationspatent zurück," rief er; „alle diese Gaukeleien müssen nun ein Ende haben; Du mußt Deinen fanatischen Glaubenssätzen entsagen, Du hast keine andere Gottheit anzubeten als die Republik.

Le Coz schüttelte mit dem Kopfe und schwieg.

„Hast Du es gehört?“ fragte das Conventsmitglied in voller Wuth.

„Ich habe es gehört.“

„Und was ist Deine Antwort darauf?“

Der Bischof blickte ihn fest an, schlug ruhig die Arme in einander und begann mit langsamen, gemessenem Tone folgende Verse zu sprechen:

Abandonner un Dieu, que l'on craint dans son coeur,
C'est le crime d'un lâche, et non pas une erreur;
C'est trahir à la fois sous un masque hypocrite,
Et le Dieu, que l'on prend, et le Dieu, que l'on quitte.

Desselbigen Abends ließ ihn Carrier als verdächtig ins Gefängniß abführen.

Allein er war zu gekannt und geliebt in Rennes; die Patrioten baten um seine Loslassung; man ließ ihn bei Nacht auf den Berg St. Michel bringen.

Le Coz, schwach und leidend, bat seine Führer um Erlaubniß, ein Pferd zu besteigen; man antwortete ihm, dies vertrage sich nicht mit dem geheiligten Principe der Gleichheit. So mußte er denn mehrere Tage, mit wunden Füßen, keuchend vor Ermattung und fieberkrank, durch den Schnee gehen .... und doch verrieth er nicht den mindesten Unwillen, keine Klage ließ er laut werden. Während der Mensch an seinem Fleische leidet, erhebt der Christ in ihm seine Seele zum Himmel

und läßt von seinen Lippen einen wohltönenden Lobgesang erklingen.

Seigneur, je te bénis, ta bonté paternelle
Vient, en m'humiliant me prouver ton amour;
Q'uil est heurenx ce jour
Qui me rapproche ainsi de mon divin modèle!
Comme toi méprisé, garotté comme toi,
Sans doute on me conduit au lieu de mon supplice;
Voilà l'amer calice,
Que des hommes impurs ont préparé pour moi,
Je le boirai, Seigneur, en dépit du murmure
Que excitent dans mon sein des ses trop délicats;
Je saurais, sur tes pas,
Marcher avec ta grâce, et dompter la nature.

Allein ein beunruhigender Gedanke verfolgt den Bischof bei aller seiner Hingebung; wenn er stirbt, was wird aus dem werden, was ihm anvertraut worden ist? denn er bewahrt einen Schatz bei sich, den er bis zu diesem Augenblick vor Aller Augen verborgen gehalten hat, und dieser Schatz ist das anvertraute Eigenthum eines Freundes: es ist das Manuscript der Origines Gauloises *), welches Latour d'Auvergne aus Spanien an ihn, nebst dreißig Louisd'ors für die Druckkosten, ge-

*) Es war nicht eigentlich das Originalmanuscript, sondern ein mit vielen handschriftlichen Randbemerkungen versehenes gedrucktes Exemplar, nach welchem eine zweite, verbesserte Auflage der Origines Gauloises veranstaltet werden sollte.

schickt hat. Sollte er sterben, wem dann das Werk mit dem Gelde anvertrauen; sollte er noch leben bleiben, wie beides länger den Nachforschungen entziehen? Und dennoch gelang es ihm durch Anwendung aller möglichen Sorgfalt, Geschicklichkeit und Vorsicht, sodaß er später, als er wieder in Freiheit gesetzt war, seinem Freunde Latour d'Auvergne die unerwartete Erhaltung des ihm Anvertrauten melden konnte.

Allein der unglückliche Bischof kam aus dem Gefängniß ohne Schuhe, ohne Kleider und ohne Geldmittel; sein Freund erfuhr dies; er bat ihn, die Hälfte der dreißig Louisd'ors für sich zu behalten; le Coz schlug es aus. Da schrieb ihm Latour d'Auvergne folgenden Brief, in welchem sich in erhabenen Zügen die Seele ausspricht, welche vielleicht die am natürlichsten große und und am aufrichtigsten republikanische der ganzen neuern Zeit ist.

„Obgleich ich nur fünfundzwanzig Livres monatlich baar, das Uebrige in Anweisungen erhalte, so habe ich doch hinlänglich genug, um gemächlich zu leben. Ich knie viel lieber vor dem Allerhöchsten, um ihn zu danken, als um irgend Etwas von ihm zu erbitten; Brod und Milch, Freiheit und ein von Ehrgeiz freies Herz, dies sind alle meine Wünsche.

„Ich wiederhole es also nochmals, die Theilung muß vollständig gleich zwischen uns sein. Sie können mir dies nicht verweigern, ohne meine Freundschaft zu

Ihnen zu verletzen und es dahin zu bringen, sie für immer zu verlieren.“

Latour d'Auvergne.“

Doch kehren wir zur Schreckensorganisation in Rennes zurück.

Carrier war eigentlich nur durchgereist, und sein hervorstechendster Akt war die Verhaftung des Bischofs Le Coz gewesen; er hatte nach Nantes reisen müssen und deshalb zu Vollziehung seiner Anordnungen Pochole Instruction ertheilt, welcher auch Nichts außer Acht ließ, um seine Stellung zu ersetzen.

Es wurde eine Militärcommission niedergesetzt, um über die Verräther in letzter Instanz abzuurtheilen; sie war ermächtigt, zum Tode zu verurtheilen auf die bloße Aussage zweier Zeugen, oder auch, in Ermangelung solcher, auf das bloße Protokoll eines öffentlichen Beamten. Der Präsident war Brutus Magnier, Greffier, Scévola.

„Noch nie,“ sagte Benoist zu mir, „hat die Errichtung eines Tribunals weniger Mühe und Vorbereitung gekostet. Pochole ließ sechs rothe Mützen, ebensoviel rothe Schärpen mit Medaillen, zusammen für den Preis von eintausendzweihundertundfünfundsiebzig Livres anschaffen; sodann machte er bekannt, daß sich sechs Sansculotten als Freiwillige melden könnten, welche täglich zwölf Livres für Rettung der Republik verdienen wollten, und am folgenden Tage las man an

allen Straßenecken folgende Annonce: — „Die revolutionäre Militärcommission wird öffentlich ihre Sitzungen halten bei der Wittwe Bezot, rue de la Municipalité, neben der grande Halle.

— „Bürger, wenn Euch verbrecherische Personen bekannt sind, welche die Disciplin in den Armeen zu untergraben suchen, oder Feiglinge, welche ehr- und pflichtvergessen genug sind, in dem ruhmvollen Augenblicke des Kampfes ihren Posten zu verlassen; wenn Ihr Verschwender oder Verschwörer kennt, kommt und zeigt sie uns an, und auf der Stelle sollen Eure Wünsche erfüllt, Eure Herzen befriedigt werden; eine schnelle Justiz soll Euch dafür trösten, daß Ihr Zeugen der Frevelthaten gegen die Republik gewesen seid.“ —

„Und alle Tage wird Gericht gehalten?“ fragte ich.

„Vom Morgen bis zum Abend; allein diese Militärcommission ist noch das geringste unserer Uebel. Hier finden die Angeklagten doch wenigstens eine Art von Richtern: man hört sie an, vorausgesetzt, daß sie nicht zu weitläufig sich aussprechen, und zuweilen werden sie auch freigesprochen. Unsere wahre Geißel ist der comité de recherches; unsere wahren Feinde sind die geheimen Agenten, mit denen sich unsere Proconsuln umgeben, denen man einen Theil seines Vermögens abtreten muß, um nicht denuncirt zu werden, und die Einen nicht selten auch dann noch denunciren, um den

übrigen Theil auch noch zu bekommen. Nicht vor Pochole fürchte ich mich am meisten, sondern vor einem Exmarquis, der Cajus genannt wird, und den Du überall finden wirst, wo es etwas Uebles zu thun giebt; und vor einem Expriester, Namens Jean Bouet, der ehedem hatte im Bette liegen bleiben müssen, wenn sein einziges Hemd gewaschen wurde, und jetzt über zweimalhunderttausend Livres im Vermögen hat. Derselbe ist es auch, welcher den Advocat Kerdollant, welcher mit der Verwahrung der bürgerlichen Geburtsregister beauftragt war, hatte zwingen wollen, dieselben zu verbrennen, um die Familien dadurch zu regeneriren, daß man die Documente ihrer Abstammung vernichte. Kerdollant hatte den Muth, es zu verweigern, worauf ihn Bouet als verdächtig in's Gefängniß setzen ließ. Wenn Du Dich übrigens noch einige Tage hier aufhältst, so wirst Du Dich bald selbst überzeugen können, wie weit es hier mit dem Sansculottismus gekommen ist."

Wir plauderten noch eine Weile mit einander; dann wurde Benoist abberufen, und er mußte uns verlassen.

Unterdessen war die Stunde der Eröffnung des Clubs herangekommen.

„Ich komme nur selten hin," sagte mir Madame Benoist; „allein heute ist mein Mann abgehalten, hin-

zugehen, und ich fürchte seine Abwesenheit könnte bemerkt werden; wollen Sie mich begleiten?"

Ich nahm es an und wir gingen zusammen fort.

Als wir über den Marktplatz gingen, sahen wir einen Mann am Pranger stehen; es war ein vom Militärtribunal verurtheilter Soldat, der auf dem Lande Hühner gestohlen hatte, und an dessen Hals das corpus delicti in Natura befestigt war; eine Menge Volks stand lachend um ihn herum.

„Sie sehen," sagte Madame Benoist, „unsere Gestrengen haben auch ihre Augenblicke guter Laune, und erlauben sich zur Erholung dann und wann ein gerichtliches Späßchen. Man darf wohl die Bauern morden, ihre Weiber entehren und ihre Wohnungen in Brand stecken, allein ihr Hof ist ein geheiligtes und unantastbares Eigenthum. Die Hühner haben in den Augen der Nation mehr Werth als die Menschen, und ganz natürlich, die Nation leidet Hunger!"

Als wir in die Nähe des Clubs kamen, sahen wir am Eingange einen Sansculotten, der inmitten einer Gruppe von Vagabunden mit großer Lebhaftigkeit sprach; meine Begleiterin gab bei seinem Anblick einen sichtbaren Widerwillen zu erkennen.

„Sehen Sie diesen Menschen hier," sprach sie zu mir, „das ist der Exmarquis, von dem Ihnen mein Mann erzählt hat. Durch Ausschweifungen heruntergekommen, macht er jetzt den Patrioten und öffentlichen

Angeber, um wieder zu Vermögen zu kommen, aber seine Laster haben nur einen andern Deckmantel angenommen; im Grunde ist er immer noch der grand seigneur von ehemals, das heißt, ein Müssiggänger auf einen Gauner gepropft. Er hat der Canaille in seidenen Kleidern den Hof gemacht, und jetzt macht er der Canaille in Lumpen den Hof; ehemals prügelte er seine Gläubiger, jetzt denuncirt er sie. Er nennt sich, entweder aus Unwissenheit oder aus Hohn, Cajus; wir wollen an ihm vorüberzugehen suchen, ohne von ihm bemerkt zu werden."

Allein der Exmarquis hatte die Bürgerin Benoist schon gesehen und kam mit einer affectirten Ungeschliffenheit des Benehmens auf sie zu.

„Du kommst sehr spät, Bürgerin," rief er ihr entgegen; „Pochole ist schon fort. Er hat eine ganze Stunde lang gegen die Föderalisten und die Gemäßigten ciceronisirt; ich hätte gewünscht, Dein Mann wäre da gewesen, es wäre von Nutzen für ihn gewesen."

Madame Benoist erblaßte; sie öffnete den Mund, um zu antworten, allein sie begnügte sich Cajus einen verächtlichen Blick zuzuwerfen und wollte vorübergehen.

„Nun, was denn? Hat es Dich verdrossen?" erwiederte Jener; „es war ja nur mein Spaß; wir wissen ja Alle, daß Benoist ein eifriger Patriot ist... Komm ... laß es gut sein."

Er wollte bei diesen Worten ihre Hand erfassen,

allein die junge Frau trat mit Widerwillen zurück und sagte:

„Lassen Sie mich."

„Entschuldigen Sie," rief Cajus, „Du nennst Deine Brüder Sie; die Gleichheit scheint Dir lästig zu werden, Du scheinst die ächten Sansculotten zu verachten. Nimm Dich in Acht, Kleine; sei Du nicht allzustolz auf Deine Haube mit Bändern, damit die Nation nicht etwa den Kopf, der darunter steckt, confiscirt."

Ein lautes Gelächter erscholl auf diesen rohen Witz; Madame Benoist führte mich eiligst in den Club.

In dem Augenblicke, als wir eintraten, beendigte der Präsident eben die Ablesung eines Briefes der Zöglinge des College von Rennes, welche sich erboten, ihr Crucifix als einen Beitrag zur Ausrüstung der Freiwilligen herzugeben; auch wurde ein Gesuch des Herrn Sevestre vorgelesen, worin er bat, daß man ihn das Doppelte aller Lasten tragen lassen möge, mit denen die Bürger besteuert würden.

Hierauf bestieg ein Schauspieler vom Theater zu Rennes, Namens Bosquet, die Rednerbühne und beschwerte sich über die Theuerung des Getreides, die er dem Egoismus der Aufkäufer Schuld gab. Er machte den Vorschlag, man solle ein Verzeichniß sämmtlicher im Departement vorhandenen Getreidevorräthe aufnehmen lassen und dann den Preis desselben nach dem Verhältniß der Arbeiter- und Ackerbaulöhne feststellen.

Dieser Vorschlag wurde mit allgemeinem Enthusiasmus aufgenommen; es wurde beschlossen, ihn Pochole mitzutheilen, damit dieser die constituirten Körperschaften mit dessen Ausführung beauftragen möchte.

Die Sitzung schien nun beendigt zu sein, als sich die Reihen öffneten, um einen jungen Mann durchzulassen, der, eine rothe Mütze auf dem Kopfe, bis an das Bureau heranging.

„Was willst Du?“ fragte der Präsident.

„Ich bin von den jungen Leuten von Rennes deputirt.“

„In welcher Absicht?“

„Du und die guten Patrioten sollen ihre Bitte bei der Militärcommission bevorworten.“

„Und um was bitten sie?“

„Daß sie selbst die Vollstrecker der Todesurtheile sein dürfen, um ihre Wuth gegen die niederträchtigen Chouans stillen zu können.“

Nach einem lange anhaltenden Gemurmel des Staunens erfolgte ein lautes Beifallklatschen.

„Ja, ja!“ riefen mehrere Stimmen; „man liefere die Räuber in ihre Hände.“

„Wir werden die Inbetrachtnahme Eurer Bitte zu erwirken suchen,“ sagte der Präsident.“

„Man ertheile dem Deputirten den Bruderkuß!“ riefen wieder dieselben Stimmen.

Der Präsident stand auf, küßte den jungen Mann und lud ihn ehrenhalber ein, der Sitzung beizuwohnen.

„Leben wir denn unter Kannibalen?“ sagte ich entrüstet zu Madame Benoist.

„Still!“ entgegnete diese leise.

„Aber wer sind denn diese Elenden, die sich auf solche Art zu Henkern erbieten?“

„Wahnsinnige, welche der Anblick des Blutes in Wuth versetzt hat, oder Feiglinge, die sich wild stellen, um für muthig zu gelten: wie können Sie sich darüber verwundern? Wissen Sie nicht, daß die Krankheiten der Seele sich ebenso gut mittheilen, als die des Körpers, und daß die Nachahmungssucht nicht blos ein menschlicher Trieb, sondern ein Schicksalsverhängniß ist? Diese Unglücklichen sind durch moralische Ansteckung grausam geworden, wie die Besucher von Saint-Médard zu verzückten Religionsschwärmern. Die Gewohnheit erzeugt in dem menschlichen Gemüthe die gräßlichsten Begierden, und so erzeugt sich auch durch den Anblick fortwährenden Blutvergießens der Blutdurst.“

Die Sitzung war endlich aufgehoben worden; wir warteten, ehe wir herausgingen, bis sich die Menge zerstreut haben würde; Cajus stand noch am Eingange; als ich an ihm vorüberging, kehrte er sich gegen mich.

„Bist Du auch auf Seiten der braven Bittsteller,

welche die Rächer des Volks sein wollen?“ fragte er mich mit einem grimmigen Lächeln.

Ich warf ihm einen verächtlichen Blick zu.

„Henker!...“ murmelte ich.

„Ich stehe Dir zu Diensten,“ antwortete er kichernd.

---

## XII.

### Leperdit, Maire von Rennes.

Die Terroristen zu Rennes hatten Alles aufgeboten, um die Revolution nach ihrem Sinne in Schwung zu bringen; glücklicherweise aber stellte ihnen der Zufall einen jener Charaktere in den Weg, bei denen eine rücksichtslose Aufopferung die Stelle einflußreicher Macht vertritt, und die jedes Unglück dadurch abwehren, daß sie ihren Leib als Damm entgegensetzen.

Dieser Mann war ein armer Schneider, Namens Leperdit. Er war geboren zu Pontivy, im Departement Morbihan, und hatte keine andere Erziehung, als die der Kinder seines Standes genossen. Der Pfarrer des Ortes, von seinen Anlagen überrascht, hatte sich erboten, ihm eine Stelle im Seminar der Diöcese zu verschaffen; Leperdit schlug es aus; auf die Frage, warum er das nicht wolle, hatte der Knabe geantwortet: „Die Seminaristen vergessen ihre Eltern; sie dürfen keinem andern Menschen mehr gehorchen, als ihrem Bischof,

und an Niemand anders denken, als an ihn; ich mag kein Geistlicher werden, weil ich fürchte, ich könnte dann meine Mutter nicht mehr so lieb haben.“

Er erwählte also den Beruf seines Vaters, etablirte sich in seinem achtzehnten Jahre in Rennes und heirathete bald darnach.

Mehrere Jahre lang führte er so das Leben eines fleißigen, obscuren Handwerkers, verdiente jeden Tag das, was er für den nächsten brauchte, brach es sich von dem Seinigen ab, wenn ein hungriger Armer ihn ansprach; arbeitete sechs Tage hinter einander fort und fand am siebenten seine einzige Erholung darin, mit einem Kinde an jeder Hand einen Spaziergang zu machen. Bei dieser strengen Lebensweise bereitete sich seine Seele in der Stille zu einer künftigen Größe vor.

Als die Revolution ihren Anfang nahm, begrüßte er sie mit ruhiger, aber zuversichtlicher Freude als einen erwarteten Act der Gerechtigkeit. Er war Einer der ersten, die zur Vertheidigung der Volksrechte unter die Waffen traten, und man hatte ihm einen Grad ertheilen wollen: „Laßt Fähigere befehlen,“ antwortete er; „meine Rolle ist die, zu gehorchen.“

Allein die Ereignisse nahmen einen raschen Gang, und die, welche die Revolution begonnen hatten, wurden zuletzt von ihr überholt. Rennes hatte drei Maires in kurzer Zeit hintereinander gehabt: der erste hatte sich beim Herannahen der schlechteren Zeiten vom Amte

zurückgezogen; der zweite hielt sich versteckt, um dem Schaffot zu entgehen; der dritte war bei Vitré in die Hände der Chouans gefallen und, wie Joseph Sauveur, ermordet worden. Der Bürgerkrieg war dem Ausbruche nahe, im Innern herrschte die Emeute, der Mangel allerwärts und Carrier kam!...

Da wurde Leperdit die Nachricht überbracht, daß seine Mitbürger ihn zum Municipalbeamten erwählt hätten.

„Ich darf die Wahl nicht ausschlagen, weil die Zeit der Gefahr da ist," antwortete er; „ich halte mich nicht für gewachsen diesem Amte, allein ich will es versuchen. Wenn ich im Augenblicke der Gefahr zurückweiche, so bestraft mich."

Und um sogleich ein Beispiel der Aufopferung zu geben, verwandelte er seine Werkstatt in eine Kaserne und quartierte daselbst dreißig Soldaten ein, indem er von den geringen Ersparnissen lebte, die er sich durch zehnjährige Entbehrungen mühsam gesammelt hatte.

„Was wollt Ihr denn Euern Kindern hinterlassen?" hatte ihn ein Freund gefragt, besorgt über einen solchen patriotischen Eifer.

„Mein Beispiel zur Nachahmung," antwortete der Schneider.

So war der Mann, dem gegenüber sich Carrier bei seinem Aufenthalte in Rennes befand.

Es gab im Departement, wie schon gesagt, eine

große Anzahl Föderalisten, und der Abgesandte des Convents hatte den ganz speciellen Auftrag, gegen diese nur eben erst besiegte Partei mit aller Macht zu wüthen; sein Erstes war daher, vom Rathe eine Proscriptionsliste zu verlangen. Der Rath entwirft in aller Angst eine solche und legt sie Leperdit vor.

„Ihr habt noch einen Namen vergessen,“ sagte dieser.

„Welchen?“

„Den meinigen; denn die Meisten davon, die ihr hier aufgeschrieben habt, haben einerlei Ansichten mit mir, und haben, wie ich, für die Freiheit gefochten.“

Die Rathsmitglieder sahen sich einander verlegen an.

„Diese Liste ist eine Anweisung an den Henker,“ fuhr Leperdit fort, „ich werde sie nicht unterzeichnen.“

„Aber Carrier hat sie verlangt, und sie ihm verweigern ist so gut, als seinen Kopf daran setzen.“

„Ich weiß es; ich will daher diese Verweigerung auf mich nehmen.“

Er zerriß die Liste und sagte, denen, welche um ihn standen, die Hand reichend:

„Lebt wohl; ich empfehle Euch meine Kinder! …“

Er ging auf der Stelle zu Carrier.

„Bringst Du mir Deine Liste?“ fragte dieser, so wie er ihn erblickt hatte.

„Nein.“

„Warum nicht?“

„Weil ich nicht will, daß eine entworfen werde.“

Da richtete sich der Conventsdeputirte wie ein verwundeter Löwe in die Höhe.

„Wer hat hier zu befehlen, ich oder Du?“ schrie er.

„Weder der Eine noch der Andere; die Gerechtigkeit befiehlt, und sie verbietet, unsere Mitmenschen, denen keine andere Schuld vorzuwerfen ist, als Irrthum, zu tödten. Mache diese Liste selbst, wenn Du willst; wir sind keine Angeber.“

„Aha! Du gehörst zur Partei der Anarchisten, der Gemäßigten, der Pfaffen!... Und wenn ich Dich nun ins Gefängniß schickte, um dort zu verfaulen?“

„Ich bin bereit.“

„Wenn ich Dich guillotiniren ließe?“

„Wie Dir's beliebt.“

Carrier knirschte mit den Zähnen und schlug mit der Faust auf sein Bureau: dieser ruhige Widerstand reizte seinen Zorn, ohne daß er wußte, wie er ihn auslassen sollte.

„Kehre auf die Mairie zurück,“ sagte er endlich zu Leperdit, „und ich befehle Dir, sie nicht zu verlassen.“

„Das ist nicht nöthig,“ antwortete ruhig der Schneider, „seit einem Monat habe ich keinen andern Aufenthalt.“

Leperdit kehrte auf die Mairie zurück, aber Carrier erwähnte Nichts mehr von seiner Proscriptionsliste.

Bei einer andern Gelegenheit warf ihm der Conventsdeputirte vor, die Flucht mehrerer außerhalb des Gesetzes erklärten Geistlichen begünstigt zu haben.

„Sie waren nicht außerhalb der Humanität,“ antwortete der Schneider.

Müde dieser Widersetzlichkeiten entschloß sich endlich Carrier, sich nach Nantes zu begeben, wo er mehr Willfährigkeit zu finden hoffte. Als er Leperdit das letzte Mal sah, sagte er in einem drohenden Tone zu ihm:

„Ich werde wieder kommen.“

„Du wirst mich wieder finden,“ erwiederte gelassen der Maire.

Carrier kam nicht wieder nach Rennes.

War er aber auch fort, so blieben doch noch die Schlechten, die Wahnsinnigen, und die Feigen vor Allen, diese Gattung von Menschen, die stets bereit sind, sich mit dem Blute Anderer loszukaufen. Viele hatten sich während des Kampfes der Girondisten gegen die Bergpartei compromittirt. Die Mitglieder des Comité der Correspondenz mit der Deputation von Ile-et-Vilaire hatten unterm 7. Juni 1793 folgenden Brief an den Bürger Beaugeard geschrieben:

„Bürger,

„Von allen Seiten hat sich Entrüstung und Be-

trübniß bei der Nachricht von der ungesetzlichen Verhaftung von zweiundzwanzig Mitgliedern des Nationalconvents und der Commission der Zwölfe kund gegeben. Die Bürger von Ile=et=Vilaine werden das verbrecherische Attentat einer herrschsüchtigen und blutgierigen Faction, die Verletzung aller Menschenrechte, die Unterschlagung aller Briefe und aller periodischen Blätter nicht ungestraft lassen. Nicht ohne Befremden haben Eure Mitbürger die Gleichgültigkeit wahrgenommen, mit der Ihr ihnen die Verhaftung Lanjuinais's gemeldet habt, dessen Rechtschaffenheit, Einsicht und gesetzmäßigen Patriotismus wir zu jeder Zeit wahrzunehmen Gelegenheit gehabt haben. Der Nationalconvent hat seine Selbstständigkeit verloren."

Derselbe Lanjuinais nämlich, den man früher vergöttert hatte, war jetzt proscribirt und flüchtig; die „blutgierige und herrschsüchtige Faction" war die triumphirende. Man mußte ihr jetzt einen Beweis der Reue geben, den Zorn dieser neuen Teutatès durch einige Opfer zu beschwichtigen suchen. Allein diese Opfer aus der Zahl der Starken zu nehmen, wäre schwierig und bedenklich gewesen; man suchte sie demnach aus den Schwächsten und Unbedeutendsten heraus.

Die dem Krankenhaus von Rennes zugewiesenen Klosterfrauen waren, durch Leperdit's Veranstaltung, ungestört in ihrem mildthätigen Berufe fortgefahren. Carrier war von ihrem Anblick überrascht worden und hatte

ihnen einen Verweis gegeben, wegen der geheimen Billigung, die sie vielleicht den eidscheuen Priestern zu Theil werden lassen könnten; allein der gute Zustand, in welchem sich das Hospital befand, stellte ihn für dies Mal noch zufrieden. Nach seiner Abreise erfuhr man, daß zwei dieser Klosterfrauen von einer Vendéerin, welche zum Richtplatz abgeführt worden war (und welche jene vorher gepflegt hatten) einen goldenen Ring zum Zeichen der Dankbarkeit erhalten hatten. Dies war schon genug für die Erzsansculotten, die jede Gelegenheit aufsuchten, um der Bergpartei ihren Patriotismus an den Tag zu legen. Es besteht, riefen sie, ein geheimes Einverständniß zwischen den Schwestern und den Räubern! Dieser Ring sei gewiß der Lohn für irgend einen Verrath gewesen: das Wohl der Republik stehe auf dem Spiele; man müsse ein Exempel statuiren. Kurz, die Fabel von den pestkranken Thieren wiederholte sich; der Ring war das fremde Gras, das der unglückliche Aliboron gefressen hatte; die beiden Schwestern wurden nun ins Gefängniß gesetzt.

Leperdit erfährt dies; um alle Streitigkeiten zu vermeiden, die seine Autorität oder die der Richter hätten compromittiren können, begiebt er sich direct auf den Thurm Le Bast, wo die Nonnen eingesperrt sind.

„Was macht Ihr hier?“ redet er sie barsch an; „wer hat Euch Erlaubniß gegeben, Euern Posten zu verlassen?“

Die Schwestern wollten ihm die Sache auseinandersetzen.

„Keine Entschuldigungen,“ ruft Leperdit; „die Kranken bedürfen Eurer Hülfe; Euer Gefängniß ist das Hospital, dort leistet ihr wenigstens dem Vaterland Dienste.“

Darauf wendet er sich an den Kerkermeister, fordert ihn auf, diese beiden Frauen frei zu lassen, und führt sie unter murrenden Aeußerungen des Unwillens in das Hospital, wo er ihnen zu bleiben befiehlt.

Die Richter verstanden die Lehre, die ihnen gegeben wurde und forderten ihre Gefangenen nicht zurück.

Wir haben schon oben erwähnt, daß der Mangel an hinreichenden Lebensmitteln in Rennes fühlbar zu werden anfing. Die Royalisten, welche sich dadurch der Stadt zu bemächtigen hofften, daß sie Zwietracht unter ihren Vertheidigern erregten, verbreiteten das Gerücht, dieser Mangel werde absichtlich durch die Gemeindemitglieder unterhalten, welche im Kornhandel speculirten. Das Unglück macht leichtgläubig; das Volk, dem Hungertode nahe, versammelt sich, und aufgehetzt von einem Elenden, Namens Toirel, der schon zweimal wegen Kirchendiebstahls zum Strick verurtheilt worden war, zog es vor die Mairie und verlangte unter drohendem Geschrei nach dem Maire. Leperdit erschien auf dem Balcon und wollte sprechen; allein man ließ ihn nicht zu Worte kommen.

„Brod! Brod!“ schrie der erbitterte Haufe.

„Ich habe keins,“ antwortete der Maire.

„So gieb Dein Leben her.“

„Ich werde es Euch übergeben.“

Er verläßt das Fenster, um herunter zu gehen; seine Freunde wollten ihn zurückhalten.

„Nein,“ sagt der Schneider, „die Wuth steigt immer höher; ich muß sie durch meine Worte oder durch mein Blut zu beschwichtigen suchen.“

Der Offizier, welcher das Commando im Innern des Stadthauses hatte, erklärt hierauf, daß er den Maire auf die Gefahr seines Lebens hin vertheidigen werde und befiehlt seinen Soldaten, ihre Gewehre zu laden.

„Was machst Du, Bürger?“ ruft Leperdit; „ich habe geschworen, für das Volk zu sterben, und nicht, das Volk für mich sterben zu lassen. Bleibe hier, ich will allein hinausgehen. Einen ehrlichen Mann tödtet man nicht so schnell, wie Du denkst. Uebrigens, siehst Du nicht, daß ich bewaffnet bin? ich habe meine Binde.“

So steigt er die Treppe hinab und zeigt sich dem Volke. Bei seinem Anblick weicht der Haufe einen Schritt zurück und scheint sich einen Augenblick zu bedenken. Allein Toirel und einige seiner Gedungenen fangen von Neuem an zu schreien. Die Wuth erwacht wieder; der Tumult wird immer ärger und man

fängt an, mit Steinen zu werfen. Leperdit wird an der Stirn getroffen und wankt. Als das Volk ihn bluten sieht, schien das Volk über das, was es gethan, zu erschrecken und es trat einen Augenblick eine Stille ein.

„Meine Freunde,“ hob Leperdit mild lächelnd an, „ich kann nicht Wunder thun, wie der Bürger Jesus, und diese Steine in Brod verwandeln. Wollte aber der Himmel, daß ich Euch mit diesem Blute, das Ihr fließen seht, ernähren könnte, mit Freuden wollte ich es Euch bis auf den letzten Tropfen geben.“

Bei diesen Worten erhabenen Mitgefühls schlugen Alle die Augen nieder; die Menge gerieth sichtbar in eine Art Verlegenheit. Leperdit benutzt diesen Moment und rechtfertigt die Gemeinde, indem er Alles das aufzählt, was sie gethan habe und noch thue, um Lebensmittel herbeizuschaffen. Lange spricht er ruhig fort, in sanftem, gleichmäßigem Tone und sich nur unterbrechend, um sich das Blut abzuwischen, welches ihm von der Stirn herablief. Das Volk sah ein, daß man es hintergangen hatte, und fühlte nun Reue und Scham. Der Lärm ließ nach, die Reihen lichteten sich, und diese Volksmenge, welche noch vor einem Augenblicke einem stürmischen Meere gleich getost hatte, zerrann wie eine Wolke.

Endlich verzog sich auch nach und nach das ganze revolutionäre Ungewitter; die Vendéer und nach ihnen

die Chouans legten die Waffen nieder; der Wohlstand kehrte wieder und mit ihm auch die öffentliche Ruhe.

So lange die Mairie von Rennes ein dem ersten Anlauf der Räuber oder der Emeute ausgesetzter Vorposten war, hatten sich Alle davon fern gehalten; sobald aber wieder nur äußere Ehren und Vortheile dabei zu gewinnen waren, erbot sich jeder, Leperdit's Stelle zu ersetzen. Die Leute aus den gebildeten Ständen bemerkten jetzt erst, daß dieser nur ein armer Schneider sei, der nicht einmal orthographisch schreiben könne. Zu einer Zeit, wo es galt, sein Leben aufzuopfern, hatte man ihn wohl zum Verwaltungschef wählen können; allein nunmehr, da die Gefahr vorüber war, verlangte dieser Posten einen Mann, der angesehen war und Bälle geben konnte. Schon war die republikanische Gleichheit Nichts mehr als eine Fiction der Gesetzgebung, die blos auf dem Papiere stand; es gab irgendwo einen jungen General mit langen Haaren und bräunlichem Gesicht, der im Stillen daran dachte, die Revolution zu seinem Vortheil auszubeuten. Ueberall machte sich eine Reaction gegen die demokratischen Gewohnheiten und Sitten bemerkbar, und die Sansculotten in bloßem Halse von **1793** fingen an sich in Incroyables umzuwandeln. Leperdit fühlte, daß seine Zeit vorüber sei, und nicht gesonnen, ein Amt, um das er sich nie beworben hatte, länger fortzuführen, kehrte er zu seiner Werkstatt zurück, wie Cincinnatus zu seinem Pfluge,

ohne selbst die Größe seiner Aufopferung zu ahnen. Doch wurde er später noch einmal zum Mitglied einer Deputation erwählt, welche der Municipalrath von Rennes abschickte, um Napoleon bei seiner Durchreise durch Nantes zu beglückwünschen; seine Züge fielen dem Kaiser auf.

„Ihr Name, mein Herr?“ fragte er den Exmaire von Rennes.

„Leperdit, meines Handwerks ein Schneider.“

Napoleon gab einige Verwunderung zu erkennen und verlangte eine nähere Erklärung, die ihm gegeben wurde.

„Was denkt das Volk von mir?“ sagte er, sich auf's Neue an Leperdit wendend.

„Das Volk bewundert Sie.“

„Ist das Alles?“

„Ja.“

„So hat man also noch Etwas an mir auszusetzen?“

„Die Willkür, Sire.“

Der Kaiser, welcher bisher auf- und abgegangen war, blieb vor Leperdit stehen und sah ihn scharf an.

„Sie scheinen mir zeigen zu wollen, mein Herr, daß das Sprichwort von der bretagnischen Freimüthigkeit wahr ist?... Uebrigens habe ich es gern, wenn man so spricht, wie man denkt... Kommen Sie.“

Dabei winkte er dem Schneider, ging mit ihm in

eine Fensterbrüstung und unterhielt sich eine ganze Stunde mit ihm. Leperdit verlor während dieser Unterredung keinen Augenblick seine Fassung, wieß die Vorschläge des Kaisers zurück und ließ seine republikanischen Gesinnungen deutlich blicken. Als er sich wieder entfernte, sah ihm Napoleon nach.

„Ein eiserner Kopf,“ murmelte er vor sich hin.

Und rasch verließ er das Audienzzimmer.

Denselben Abend erhielt der Maire von Rennes, Marquis von Blossac, der sich willfähriger als sein Mitdeputirter gezeigt hatte, ein Brevet, das ihn zum Ritter der Ehrenlegion ernannte.

Leperdit hatte seitdem sich von den öffentlichen Geschäften fern gehalten, bis zu den hundert Tagen. Da steckte er aber, trotz seines hohen Alters, seine alte Cocarde wieder auf und marschirte mit den Föderirten dem von den Vendéern bedrohten Nantes zu Hülfe. Bei der Rückkehr Ludwig XVIII. wurde er mit auf die Liste der Municipalräthe gesetzt; allein er weigerte sich, den Eid zu leisten. Der Präfect ließ erzürnt ihn vor sich rufen.

„Nehmen Sie sich in Acht,“ redete er den Greis an, „Niemand zeigt sich ungestraft seiner Majestät feindselig gesinnt; ich könnte Ihnen eine noch deutlichere Lehre geben.“

„Sie sind zu jung, und ich zu alt, als daß ich

von Ihnen eine Lehre annehmen sollte," erwiederte der Schneider lächelnd.

„Sie werden den Eid leisten, mein Herr!"

„Nie!"

„Sie tragen den Kopf sehr hoch."

„Weil ich mir während meines ganzen Lebens keiner That bewußt bin, wegen der ich mich zu schämen hätte."

Der Präfect wurde verlegen, entschuldigte sich und begleitete Leperdit bis an die Thüre.

Allein die Freiheit, die Jener wie seine Schutzheilige angebetet, für die er Alles aufgeopfert hatte, war auf lange Zeit, wo nicht für immer dahin. Er verlebte daher die letzten Tage seines Alters in Betrübniß und Enttäuschung. Wie oft habe ich ihn unter den Linden der Place aux arbres sitzen sehen, die Augen auf das große Präsidialgebäude gerichtet, wo er während der schrecklichsten Tage der Revolution seinen Sitz gehabt hatte. Ach, wohl mochten bei der Betrachtung dieses Schauplatzes so viel edler Besorgnisse, so viel schöner Hoffnungen und hochsinniger Aufopferungen bittere Gefühle in seinem Herzen aufsteigen! Wohl mochte er sich manchmal fragen, wozu so viele Anstrengungen gedient hätten, und ob die Arbeiten der Nationen nicht, nicht wie die der Kinder, geräuschvolle Zwecklosigkeiten seien.

Dennoch äußerten aber diese politischen Enttäuschungen nicht den geringsten Einfluß auf Leperdit's

Charakter. Er gehörte zu den Gemüthern, welche der Anblick des Schlechten betrübt, aber nicht verhärtet.

Sein Tod war seines Lebens würdig. Mitten in der Nacht durch Feuerlärm aus dem Schlafe geschreckt, läuft er nach dem Orte des Feuers, dringt bis zu den gefährlichsten Stellen vor und wird dabei verwundet ohne es gewahr zu werden, bis die Gefahr vorüber ist. Er wird in seine Wohnung geschafft; zwei Jahre lang hat er an seiner Wunde zu leiden, die sich immer mehr verschlimmert und von Tage zu Tage unheilbarer wird; allein keine Klage läßt er laut werden und denkt nur an seine Kinder, die er alle bei sich hat. Plötzlich vermißt er eins derselben! . . . Leperdit fragt nach der Ursache der Abwesenheit seines Sohnes; mit einiger Verlegenheit antwortet man ihm, daß er krank sei; allein denselben Tag erfährt er auch, daß die Verschwörung von Berton entdeckt worden ist; nun zweifelt er nicht mehr, daß sein Sohn ein Opfer derselben geworden sei. Doch schweigt er davon, um seiner Frau und seinen Kindern eine schmerzliche Erklärung zu ersparen und verbirgt den Schmerz in seiner Brust. Achtzehn Monate lang erkundigt er sich jeden Morgen nach dem Befinden seines fehlenden Sohnes und stellt sich, als glaube er, was man ihm zur Antwort giebt. Endlich, als er sich dem Tode nahe fühlt und glaubt, daß der Schmerz, den er erneuern will, neben dem noch größeren Schmerze, dem

sein Verlust den Seinigen verursacht, verschwinden werde, fragt er zum letzten Male nach seinem Sohne. Alle schlagen die Augen nieder und schweigen.

„Also ist er todt?“ stammelte der Greis . . . „Ich wußte es . . . Möge Gott ihm verzeihen!“

Dies waren die letzten Worte des Mannes, der sein ganzes Leben im Kampfe zugebracht hatte, um die Schläge aufzufangen, welche Andere treffen konnten, ohne je selbst zu zuschlagen. Die Geistlichen, die er der Guillotine entrissen hatte, verweigerten es, seiner Leiche zu folgen, und die Stadt, die er verwaltet, vertheidigt und gerettet hatte, gewährte ihm nicht einmal ein Grab auf ihrem Kirchhofe!!! Man mußte die öffentliche Mildthätigkeit in Anspruch nehmen, um Beiträge bitten, damit man sechs Fuß Erde für einen Mann erkaufen könne, dem die Republiken des Alterthums Statuen errichtet haben würden! Doch wollen wir sogleich hinzufügen, daß die Bürger von Rennes dieses Grabesalmosen ihm nicht versagten, und noch heute ist auf dem Kirchhofe dieser Stadt, nahe am Eingangsthore, eine Granitsäule zu sehen, worauf folgende einfache Inschrift steht:

Leperdit, ehemaliger Maire von Rennes
und
Oberältester der Schneider.

Doch es ist Zeit, zu der Erzählung von unserem Aufenthalte zu Rennes während der Schreckenszeit zurückzukehren, in der wir uns durch das Vergnügen haben unterbrechen lassen, das Leben eines so edeln Charakters mitzutheilen.

## IV.

### Flucht mit der Tochter eines Emigrirten.

Die Geschäfte, welche mich in der Hauptstadt der ehemaligen Bretagne zurückgehalten hatten, waren endlich beendigt und der Tag meiner Abreise war gekommen. Nachdem ich mich mit einem von den Militärchefs signirten Passe versehen, der allen Hindernissen, die sich mir auf meiner Reise entgegenstellen konnten, begegnen sollte, ging ich zum Bürger Benoist, um von ihm Abschied zu nehmen. Er war so eben nach Nantes in einem speciellen Auftrage abgereist, und seine Frau ausgegangen. Ich wollte eben einige Zeilen der Entschuldigung hinterlassen, als Madame Benoist eintrat. Als sie mich erblickte, gab sie laut ihre Freude zu erkennen.

„Ich fürchtete, Sie hätten Rennes schon verlassen,“ sagte sie.

„Ich wollte so eben Abschied von Ihnen nehmen.“

„Sie gehen nach Brest?“

„Ja."

„Sie nehmen den Weg über die Côtes=du=Nord?"

„Ja wohl."

„Könnten Sie nicht lieber durch Morbihan über La Roche=Bernard reisen?"

„Die Wege in dieser Richtung sind schlecht und nicht ganz sicher; ich würde mich der Gefahr aussetzen, den Royalisten in die Hände zu fallen."

„Wenn es nun aber sein müßte? Würden Sie sich vielleicht der Gefahr unterziehen, um Jemanden zu retten?"

„Nun, das käme darauf an."

„Es handelt sich um ein Mädchen, deren Eltern Sie früher gekannt haben—Fräulein de la Hunoterie."

„Der Name ist mir allerdings bekannt."

„Sie können ihr Ehre und Leben retten."

„Wie so?"

„Wenn Sie sie nach La Roche=Bernard zu Verwandten, die sie bei sich verbergen werden, bringen wollten."

„Sie ist also in Gefahr?"

„Ja."

„Als die Tochter eines Emigrirten?"

„Nein, weil sie schön ist. Sie wissen, daß Pochole alle Klöster für Erziehung junger Mädchen hat räumen lassen. Clara war im Kloster zum Jesuskinde; dort sah er sie . . ."

„Ich verstehe nun . . . und hat sich in sie verliebt? . . .“

„Ja, nach seiner Art verliebt! Er hat sie verhört und dann zu zwei alten Tanten, welche sie hier hat, gebracht, wo er sie täglich besucht. Da aber das unschuldige Kind seinen Anträgen widerstand, so hat er gestern erklärt, er werde die Tanten mit ihrer Nichte ins Gefängniß bringen lassen, wenn Letztere sich nicht willfähriger zeigen wolle. So eben habe ich Nachricht davon erhalten; mein Mann ist abwesend und steht auch nicht genug in Ansehen, um gegen den Freund Carriers Etwas auszurichten; nur die Flucht kann Clara noch retten. Ich weiß, Sie sind gefällig und haben ein theilnehmendes Herz; Sie, dachte ich, würden gewiß nicht vor einer guten That zurückscheuen, was auch daraus folgen möchte.“

Ich reichte der Bürgerin Benoist die Hand.

„Ich bin Ihnen sehr dankbar; ich werde über Vannes reisen und das Mädchen mit mir nehmen.“

Wir verabredeten Alles, um das Gelingen der Flucht so sicher als möglich zu machen. Es wurde beschlossen, daß ich die Abreise bis zum Abend verschieben solle, und die Bürgerin ging sogleich zu Clara's Tanten, um sie davon in Kenntniß zu setzen und die nöthigen Vorbereitungen zu treffen.

Ich erwartete die Nacht mit einer unbeschreiblichen Ungeduld. Die Aussicht auf Gefahr beunruhigt uns

mehr, als die Gefahr selbst; bei der Ungewißheit des Ausgangs malt sich unsere Einbildungskraft alle nur erdenklichen Schrecken vor, und wir quälen uns in einem erfolglosen Kampfe mit der Leere ab.

Ich gab mir alle Mühe, meine Gedanken auf andere Dinge zu lenken; ich bemühte mich, auf den Parquetgleisen meines Zimmers hin zu gehen; ich verfolgte den Lauf der Schatten, welchen die Häuser auf der Straße warfen; ich zählte alle Viertelstunden und Minuten, ich konnte den Augenblick nicht erwarten, wo ich in den Wagen steigen würde, an die Seite meiner Schutzbefohlenen, im Angesichte aller der Gefahren, die mir bevorstanden.

Endlich sank die Sonne unter den Horizont und der Abend begann zu dämmern; aber Madame Benoist kam noch nicht ... Schon fing meine Ungeduld an in Besorgniß überzugehen, da trat sie endlich zu mir herein.

„Es hat etwas lange gedauert," sagte sie, „weil eine Verkleidung besorgt werden mußte."

Das Mädchen war als Arbeiterin (artisane) vom Departement Morbihan verkleidet. Wir tauschten Beide einen neugierigen, fragenden Blick aus. Wir befanden uns in der That in einer seltsamen Lage; ohne einander je vorher weder gesehen, noch gesprochen zu haben, sollten wir mitten in der Nacht zusammen eine Reise machen, sie schön, ich noch jung, Beide ohne Wächter, ohne Begleiter, allen Reizungen, welche die Einsamkeit,

die Zufälligkeiten der Reise, die Gemeinschaftlichkeit der zu überstehenden Gefahren darbieten, preisgegeben.

Madame Benoist entriß uns unserer gegenseitigen Prüfung, indem sie uns benachrichtigte, daß das Cabriolet am Eingange der Vorstadt auf uns warte. Man konnte vielleicht schon Clara's Verschwinden gewahr geworden sein; wir hatten keinen Augenblick zu verlieren. Weinend warf sich das Mädchen in die Arme ihrer Beschützerin.

„Muth, mein Kind," sagte diese zu ihr; „wir leben in einer Zeit, wo man sich tapfer halten muß, um ein Recht auf das Leben zu haben; heben Sie Ihre Thränen für ruhigere Tage auf.

Dann setzte sie, gegen mich gewendet, hinzu: „Ich vertraue Sie Ihnen an, wie meine eigene Tochter; von jetzt an haben Sie für ihre Ehre einzustehen."

Sie umarmte uns Beide. Ich ergriff die zitternde Hand des Mädchens und wir stiegen zusammen die Treppe hinab. Kaum waren wir einige Stufen herunter, als dreimal ziemlich heftig an die Hausthüre geklopft wurde.

„Macht auf, im Namen des Gesetzes!" rief eine Stimme . . .

„Das ist Pochole," sagte Clara bestürzt.

Die Bürgerin Benoist gab uns durch ein Zeichen zu verstehen, daß wir wieder hereinkommen möchten; unten hatte man die Hausthüre geöffnet. Ich hatte kaum so viel Zeit, um das Mädchen hinter die geöffnete

Thüre zu verbergen. Gleich darauf erschienen Soldaten auf der Treppe.

„Was giebt es denn?“ fragte Madame Benoist mit täuschend verstellter Verwunderung.

„Du versteckst Aristokraten bei Dir, das giebt es!“ rief Pochole.

„Was für ein schlechter Spaß!“

„Donnerwetter! ich spaße nicht. Die kleine Clara ist verschwunden, und man hat Dich heute mehrere Male zu ihren Tanten gehen sehen.“

In diesem Augenblick kam des Cajus Fuchsgesicht mitten unter den Soldaten zum Vorschein, welche die Treppe herauf kamen.

„Du mußt uns die Kleine ausliefern,“ fuhr Pochole fort, indem er mit seinem Säbel auf die Wand hieb, „auf der Stelle mußt Du sie ausliefern; wo nicht, so lasse ich Dein Haus niederreißen und Dich im Thurme le Bast die Gesetze studiren, welche verbieten, Emigrirte in seinem Hause zu verbergen.“

„Sachte, sachte!“ sagte ein Mann, der sich durch die Soldaten hindurchdrängte und den ich an seiner dreifarbigen Binde für einen Gemeindebeamten erkannte; „wenn die, welche Du suchst, hier ist, wird sie sich schon finden.“

„Ja, wir wollen auch sogleich nachsuchen, ohne langes Reden,“ rief Pochole.

Sogleich stellte ich mich vor die geöffnete Thüre;

der Municipalbeamte bemerkte dies und schien meine Absicht zu errathen.

„Sucht zuerst an andern Stellen nach,“ sagte er, „denn in den Zimmern, die aller Welt geöffnet sind, pflegt man keine Proscribirten zu verstecken.

Pochole und die Soldaten gingen rasch durch das Zimmer, in welchem wir uns befanden und stiegen in das nächste Gestock.

„Nun schnell, durch die Hofthüre . . .“ fuhr der Municipalbeamte zu uns gewendet fort; „führen Sie sie hinaus . . . Jetzt können Sie es nicht sehen.“

Ich nahm Clara bei der Hand und eiligst stiegen wir hinab. Leperdit (dieser war es nämlich) sah uns nach, bis er uns auf der Straße verschwinden sah.

Anfangs waren wir gelaufen, allein dies konnte uns verrathen; ich ließ die Hand des Mädchens los und rieth ihr, ruhig und ohne sich um zu sehen neben mir zu gehen.

Bis wir an die Vorstadt kamen, hatten wir eine wahre Folter auszustehen. Wissen, daß jede Minute Verzug uns zum Verderben gereichen kann, und doch nicht zu eilen wagen! . . . Endlich langten wir an dem Orte an, wo wir das Cabriolet finden sollten; aber der Pferdevermiether war nicht da, Nichts war vorbereitet zur Abfahrt. Unter entsetzlicher Qual mußten wir hier warten. Bei jeder Stimme, bei jedem Tritte, der sich von Weitem hören ließ, erschraken wir. Als wir in den

Wagen stiegen, sahen wir einige Soldaten heranmarschirt kommen. Clara stieß einen schwachen Schrei aus und erfaßte meinen Arm; ich glaubte, wir wären verloren; allein es war eine Patrouille, die vorüberging. Endlich konnten wir abfahren.

Schon waren wir an den letzten Häusern der Vorstadt vorüber, und ich athmete wieder freier auf; da erscholl plötzlich ein Werda! einige Schritte vor uns, und das Bajonet einer Schildwache brachte unser Pferd zum Stehen; wir waren mitten in einen Vorposten gerathen, von dessen Dasein ich gar Nichts wußte!

Man befahl uns auszusteigen und in ein halb verfallenes Haus zu treten, das in ein Wachthaus verwandelt worden war. Ich flüsterte leise meiner Begleiterin zu, mich auf alle Fragen antworten zu lassen.

Ich erkannte sogleich, daß wir wegen Verification unserer Pässe angehalten worden waren; es warteten hier noch mehrere andere Reisende. Als wir eintraten, war eben einer derselben in einem Wortwechsel mit dem commandirenden Offizier begriffen.

„Dieser Knabe ist auf Deiner Marschroute nicht mit angegeben,“ sagte der Offizier.

„Er ist mein Sohn.“

„Das ist einerlei; wir lassen Niemanden ohne speciellen Geleitsbrief passiren: so ist der Befehl.“

„Auch nicht einmal ein Kind?“

„Es giebt keine Kinder mehr; die Nation kennt

nur entweder Aristokraten oder Sansculotten; kehre wieder um und laß Dir erst einen Paß für Deinen kleinen Jungen geben.“

Der Reisende ging verdrießlich hinaus; mir aber verursachte das, was ich angehört hatte, nicht wenig Schrecken. Dieselben Schwierigkeiten, die man wegen jenes Knabens erhoben hatte, mußten auch meine Reisegefährtin treffen, die auch nicht auf meinem Passe angegeben war. Ich sah, daß mir nichts Anderes übrig blieb, als mit der größtmöglichsten Keckheit gerade auf die Gefahr loszugehen.

## V.

### Pierre rettet uns.

Entschlossen also wandte ich mich an den Offizier. „Wahrhaftig, Bürger, ich hoffe doch, daß Deine Ordre sich wenigstens nicht auf die Frauen erstreckt?“ redete ich ihn an.

„Auf Frauen so gut, wie Männer.“

„Bah! Man fürchtet wohl, daß sie zum Feinde übergehen könnten?“

„Möglich.“

„Ich wußte nicht, daß sie eine verbotene Waare seien, für die man einen Transitoschein haben müsse.“

„Jetzt weißt Du's.“

Alles dies wurde mir in einem sehr kurz abfertigenden Tone geantwortet; der Offizier schien sich in seine Amtspflicht wie eingepanzert zu haben und weder plaudern, noch lachen zu wollen. Nur eine Hoffnung blieb mir noch; zu dem Mädchen gewendet, sagte ich: „Du

siehst, mein Kind, Deine schönen Augen können Dir nicht als Paß dienen!“

Wie ich erwartet hatte, blickte der Offizier auf, um Clara zu betrachten; ihre Schönheit schien Eindruck auf ihn zu machen.

„Hat die Bürgerin keinen Paß?“ fragte er in einem weniger barschen Tone.

„Sie hat gar nicht einmal daran gedacht. Es ist ein armes Mädchen, daß ihre Verwandten in Rennes besucht hat, und die man mich gebeten hat in ihren Aufenthalt zurück zu bringen, damit ihr unterwegs Nichts zustößt; sie kann aber auch eine andere Gelegenheit abwarten.“

Bei diesen Worten entfaltete ich meinen Paß; Clara, erstaunt, bestürzt, war nahe daran, zu weinen.

Der Offizier schwankte sichtbar zwischen seiner Ordre und dem Wunsche, Etwas für die schöne Reisende zu thun.

„Wo gehst Du hin?“ fragte er sie sanft.

Fragend blickte sie mich an.

„Entschuldigen Sie sie, Bürger,“ antwortete ich lachend, „sie ist schüchtern, wie eine wilde Taube und spricht nur, wenn es ihre Mutter erlaubt hat. Wir gehen nach Roche-Bernard, ihr Vater liegt schwer krank und erwartet sie morgen; wenn sie da nicht kommt, wer weiß, was sich die Leute dann für Gedanken machen.“

Der Offizier schien sich einen Augenblick zu bedenken, dann wandte er sich wieder zu Clara und sagte: „Hast Du denn nicht wenigstens einen Brief von Deiner Familie, oder sonst etwas Schriftliches, womit Du Dich ausweisen kannst?“

„Nein, Bürger . . .“

Er zuckte bedenklich mit den Achseln.

„Wie soll ich mir Gewißheit darüber verschaffen, daß Du wirklich nach Roche-Bernard zu Deinen Eltern gehst?“

Ich war in der äußersten Verlegenheit. Da trat ein Bauer, der bisher hinter dem Ofen gestanden hatte, hervor; auf der Stelle erkannte ich Pierre. Ich trat einen Schritt auf ihn zu; allein der ehemalige Diener Joseph Sauveurs schien mich nicht zu erkennen.

„Sprachen Sie nicht von Roche-Bernard?“ sagte er, „ich bin da her, und ich gehe auch selbst dorthin, um Depeschen für das Departement zu überbringen ... Sehen Sie, mein Offizier.“

Dabei legte er dem Chef des Wachtpostens ein Papier vor. Der Offizier überlas es, dann fragte er ihn, auf Clara zeigend: „Kennst Du dieses Mädchen?“

Der Bauer lächelte verschmitzt und sagte: „Ich dächte, das müßte Rose Murie sein . . . „Es kommt mir aber vor, als hätte sie sich Etwas verändert in den vier Monaten, die sie von Hause weg ist.“

„Meinst Du?“

„Ja, früher kannte sie ihre Nachbarn und sagte den Leuten guten Tag . . . Die Luft in Rennes scheint sie jetzt zu vornehm dazu gemacht haben.“

Ich errieth sogleich Pierre’s Absicht und reichte ihm die Hand: „Wahrhaftig,“ rief ich, „das scheint mir eben so gut gelten zu sollen, als dem Mädchen, denn irre ich mich nicht, so haben wir uns auch schon gesehen.“

„Ja, im Vorübergehen; Du kannst mich schon vergessen haben; aber bei der Bürgerin hier, da ist es etwas Anderes; sie muß noch recht gut wissen, daß ich sie als Kind oft auf mir habe reiten lassen, so daß ihre Mutter mir immer sagte, ich möchte es sein lassen, sie gewöhne sich sonst daran, ihre Beine sehen zu lassen.“

Der Offizier konnte sich eines Lächelns nicht enthalten; er richtete noch einige Fragen an Pierre, die dieser mit Bestimmtheit beantwortete, und erklärte uns endlich, wir könnten weiter reisen.

Ich sagte dem jungen Bauer Lebewohl, welcher nicht verfehlte, noch einmal eine laute Bemerkung über die Leute zu äußern, die sich ihrer alten Bekannten nicht wieder erinnern und so gingen wir denn wieder hinaus.

Bisher hatte eben die drohende Nähe der Gefahr gemacht, daß ich meine Kaltblütigkeit behielt; als wir aber wieder im Freien waren, fühlte ich mich von einem panischen Schrecken ergriffen. Der Gedanke, daß wir der Gefahr nur für einen Augenblick entgangen wären,

hatte mich so eingenommen, daß, als ich hinter mir einen Pferdegalopp hörte, mir kein Zweifel mehr übrig zu sein schien, daß wir verfolgt würden. An eine Flucht war bei unserem schwerfälligen Pferde nicht zu denken, auch hätte ich nicht einmal mehr die Zeit dazu gehabt, denn der Pferdegalopp war immer näher gekommen. Bald konnten wir die Stimme des Reiters und das Keuchen des Pferdes hören; ich sah zum Cabriolet heraus und erblickte dicht neben mir Pierre.

„Wie! wollen Sie denn ihre guten Freunde nicht mitnehmen?“ sagte er in heiterem Tone.

„Entschuldige,“ antwortete ich; „aber ich habe große Eile.“

„Ich dachte mir es wohl; aber Sie müssen sich es nicht zu sehr merken lassen. Heutzutage, da fragt man, warum ein Pferd galoppirt und warum es Schritt geht; man darf weder zu langsam, noch zu schnell gehen.“

Dann fuhr er, zu Clara gewendet, lächelnd fort: „Entschuldigen Sie, Landsmännin, ich bin vorhin Etwas unhöflich gewesen; aber es galt, dem Offizier glauben zu machen, daß das wahr sei, was der Bürger ihm gesagt hatte.“

Ich dankte ihm innigst dafür, daß er uns zu Hülfe gekommen war.

„Wie hätte ich einen Freund in der Noth lassen können?“ sagte er.

„Eine ci-devant, nicht wahr?“ fragte er mich halb laut, indem er sich vorbeugte.

Ich winkte ihm bejahend zu.

„Man ist auf ihrer Spur?“

„Ja.“

„Und Sie wollen auf der Heerstraße weiter reisen? . . . Wenn man Ihnen nachsetzen läßt, so werden Sie angehalten und erkannt.“

„Aber, was thun? Mit dem Cabriolet kann ich nicht auf den Seitenwegen fahren, und zu Fuße kann Clara auch nicht gehen.“

„Das ist wahr,“ sagte Pierre vor sich hin.

Dabei fuhr er fort neben uns her zu reiten, gedankenvoll zwischen den Zähnen pfeifend.

Die Nacht war kalt, aber hell; weithin sah man die Straße in einem weißen Streifen, wie einen vom Monde beschienenen Fluß, längst der Anhöhen sich winden. Obwohl es noch nicht sehr spät war, so herrschte doch die tiefste Stille ringsum. Keinen Wagen hörte man rasseln, kein Gesang ertönte von den Meierhöfen herüber, keine Glocke ließ sich hören, kein Geräusch des Lebens. Selbst das Wasser und die Luft gaben keinen Laut von sich; es war, als ob selbst die Natur den Schrecken fühlte, welcher überall herrschte.

Durch diese düstere Stille schallte weithin das Geräusch unseres Wagens, wie zum Anzeichen für die,

welche uns vielleicht verfolgten, und dieses Geräusch verursachte mir eine unbeschreibliche Unruhe.

Sodann brachte mich der Anblick dieser Straße, die sich ununterbrochen, wie eine Spule ohne Ende, am Horizonte abwickelte, zur Verzweiflung, die durch die scheinbare Ruhe meiner Begleiter nur noch gesteigert wurde. Da ich nicht wußte, an wem ich meine stille Wuth auslassen sollte, fing ich an, mein Pferd zu peinigen und mit den verletzendsten Scheltworten zu überhäufen, als mit einem Male zwei Schüsse fielen.... Ich hielt auf der Stelle an.

„Was ist das?“ rief ich.

In demselben Augenblicke ließ sich der wohlbekannte Appel der Chouans hören, und abermals erscholl ein Schuß.

„Es ist auf der Straße,“ sagte Pierre; „die Räuber fallen Jemanden an.“

Wir verhielten uns ganz still und horchten aufmerksam auf; aber Alles war wieder still geworden.

Nachdem wir eine ziemliche Weile still gehalten hatten, wandte ich mich gegen den jungen Bauer, um ihn zu fragen, was er für das Gerathenste halte, zu thun; da erscholl abermals der Appel ein wenig links von der Straße und wurde in der Ferne beantwortet.

„Gut, nun ist die Gefahr vorüber,“ sagte Pierre, „die Räuber entfernen sich wieder.“

„Bist Du dessen auch gewiß?“

„Hören Sie nicht, wie der Appel immer ferner schallt? Der Fang ist gemacht, der Hinterhalt aufgehoben, nun gehen sie zum Abendessen. Fahren wir getrost weiter, an dieser Stelle wenigstens werden wir nun nicht getödtet.“

Mit diesen Worten setzte der Bauer sein Pferd in Trab und ich folgte seinem Beispiel.

Nach Verlauf von ungefähr einer Viertelstunde sahen wir etwa hundert Schritte vor uns etwas Schwarzes auf der Straße, ohne unterscheiden zu können, was es war. Vorsichtig näherten wir uns; es war ein Pferd, das in seinem Blute schwamm und in den letzten Zügen lag. Clara hielt beide Hände vor ihre Augen.

„Was ist aber aus dem Reiter geworden?“ fragte ich.

„Ich will ihn eben suchen,“ antwortete Pierre.

Wir stiegen Beide ab, um die am Wege befindlichen Gräben und Gebüsche zu durchsuchen; allein unsere Nachforschungen waren fruchtlos.

„Sie werden ihn mit fortgeschleppt haben, um ihn in aller Ruhe zu morden,“ sagte der Bauer. „Sie müssen große Eile gehabt haben ... Wir haben hier keine Zeit zu verlieren; ... vielleicht setzt man Ihnen jetzt schon nach.“

Wir kehrten zum Cabriolet zurück. Als Pierre

an dem todten Pferde vorbeikam, blieb er mit einem Male stehen.

„Eine Idee,“ rief er, „wenn wir den Sattel und den Zaum von diesem todten Pferde dem Ihrigen anlegten, könnten Sie den Seitenweg einschlagen! . . .“

„Und das Cabriolet?“

„Das müßten Sie hier lassen; dann würden sie glauben, sie wären von den Räubern angefallen worden und Sie nicht weiter verfolgen.“

Dieses Auskunftsmittel war wirklich zu leicht und sicher, um nicht darauf einzugehen und es sogleich in Ausführung zu bringen; in weniger als zehn Minuten saß ich auf dem Pferde und das Mädchen hinter mir.

„Nun links, den schmalen Weg hier,“ sagte mein Führer; „nun möchte ich doch sehen, wer uns erwischen sollte.“

Kaum waren wir sechshundert Schritt durch den Hohlweg geritten, als wir auf der Heerstraße den abgemessenen und schwerfälligen Galopp von Cavalleriepferden hörten.

---

## VI.

### Der Seitenweg und die Chouans.

Zwei Stunden waren wir ungefähr geritten, ohne auf irgend Etwas zu stoßen. Ich bemerkte, daß unser Führer, der sich anfänglich gesprächig gezeigt, allmählich schweigsam geworden war. Mehrere Male hatte ich ihn sich vorbeugen und auf den Weg niederblicken sehen; ich fragte ihn, weshalb er dies thue.

„Ich hatte gedacht, dieser Weg wäre wie früher blos von den Bauern begangen," antwortete er mir; „allein seitdem die Heerstraßen unsicher geworden sind, suchen die Reisenden die Seitenwege auf; siehst Du, wie hier das Gras von Pferden niedergetreten ist."

„Was thut das?"

„Mehr als Du glaubst, Bürger; die Royalisten sind auf die Reisenden wie die Jäger auf das Wild, und seitdem dieser Weg gangbar ist, kommen sie gewiß auch hierher."

So waren wir bei einem Kreuzwege angelangt.

„Siehst Du hier," sagte Pierre, indem er auf ein Kreuz zeigte, das unter einer Eiche stand, und aus den Trümmern, in die es zerfallen gewesen, von Neuem wieder aufgerichtet worden war, „das ist ihr Werk."

Bei diesen Worten waren seine Blicke auf die Eiche selbst gefallen, und unter einem Ausrufe hielt er plötzlich inne.

„Was giebt es denn?" fragte ich.

„Siehst Du nicht, wie die niedrigsten Zweige an dem Baume alle von derselben Seite abgebrochen sind?"

„Nun?"

„Nun! das ist ein Zeichen für die Royalisten.

„Weißt Du das gewiß?"

„Das weiß alle Welt."

„Und was bedeutet dieses Zeichen?"

„Daß sie entweder noch kommen oder schon dagewesen sind."

„Was ist da zu thun?"

Pierre überlegte einige Augenblicke.

„Wenn wir umkehren," sagte er endlich, „können wir ihnen eben so gut in den Weg kommen, als wenn wir weiter gehen, denn man kann nicht wissen, ob sie vor oder hinter uns sind."

„So wollen wir weiter gehen."

„Gut, aber aufgepaßt, wir kommen jetzt durch ein Gebüsch, wo es leicht mehr Aristokraten geben

könnte, als Füchse; sieh Dich wohl um, Bürger, und gieb auf die Ohren Deines Pferdes Achtung."

Wirklich kamen wir an ein sehr dichtes Buschwerk, durch welches der Weg sich schlängelte. Pierre, fast liegend auf seinem Pferde, ritt vor uns auf der Mitte des Weges; Schritt vor Schritt folgte ich, mein Pferd aufmerksam in den Zügel nehmend.

Meine Begleiterin war ängstlich an mich herangerückt, und ich fühlte den Arm, den sie um mich geschlungen hatte, auf meiner Brust zittern. Ich weiß nicht, ob die Besorgniß an sich mich schon mehr als gewöhnlich aufgeregt hatte, aber das Schweigen der Nacht, das Gefahrvolle unserer Lage und der Hauch des weiblichen Athems, den ich meine Haare berühren fühlte, bewegten langsam mein Innerstes. In gewissen Jahren wandeln sich alle Regungen unserer Brust leicht in zärtliche Empfindungen um. Ich vergaß fast ganz die Lage, in der wir uns befanden, um nur immer den Druck ihrer zarten Hand auf meinem pochenden Herzen zu fühlen.

„Warum zittern Sie?" sagte ich, mich halb zu ihr umkehrend und ihre Hand drückend. „Wenn wir auch den Royalisten begegnen sollten, haben Sie doch Nichts zu fürchten; Ihre Brüder kämpfen ja in den Reihen derselben."

„Werden sie es wissen?" entgegnete sie.

„Ihre Familie wohnt in dieser Gegend, sollte Ihnen nicht ihr Name bekannt sein?“

„Ich hoffe! ... Aber Sie?“

„Ich, ich habe mein Haus bestellt; ich fürchte Nichts.“

„Ach, Sie kann ich nicht verlassen!“ rief sie, sich noch fester an mich drückend.

Mich rührte diese naive, edle Hingebung.

„Denken Sie nur an Ihre Rettung,“ sagte ich; „Sie und nicht mich habe ich zu retten versprochen.“

„Wie soll ich mich Ihnen dankbar für das erweisen, was Sie für mich thun, mein Herr?“

„Indem Sie sich manchmal dieser Nacht erinnern ...“

Ehe sie noch dazu kam, darauf zu antworten, stieß Pierre einen leisen Schrei aus und sprengte im Galopp davon. Fast gleichzeitig hörte man zwei Schüsse fallen; mein Pferd stürzte stöhnend unter mir zusammen; mehrere Männer kamen über den Graben gesprungen, welcher die Straße vom Busche trennte, und umringten uns. Obgleich ich mit einem Beine unter das Pferd gekommen war, hatte ich mich doch emporgerichtet, um mit meinem Leibe das Mädchen zu beschützen.

„Mademoiselle de la Hunoterie ist es!“ rief ich.

Kaum hatte ich dies gesagt, als ich einen Schlag auf den Kopf erhielt; von nun an war ich mir nur dunkel dessen bewußt, was vorging. Mir schien es, als

schleppte man mich in den Wald, ich glaubte sogar zu fühlen, wie meine Hände und mein Gesicht von Dornsträuchern im Vorbeistreifen zerkratzt wurden, allein meine Sinne verwirrten sich immer mehr, bis ich endlich in gänzliche Bewußtlosigkeit verfiel.

Ein fieberhaftes Gefühl von Frost brachte mich wieder zu mir. Mechanisch streckte ich die Hand aus und fühlte eine Wand aus Blättern und Zweigen. Ich suchte mich auf den Ellbogen gestützt aufzurichten, allein es verging noch eine Weile, ehe ich meine Gedanken sammeln konnte. Ich fühlte einen heftigen Schmerz am Kopfe; Alles schwamm mir wie Traumgebilde vor den Augen. Endlich jedoch kam ich wieder zur völligen Besinnung und sah mich um.

Ich lag auf einer Streu von Buchweizenstroh, unter einer geräumigen, aus Zweigen aufgebauten Hütte, in deren Mitte ein großes Feuer brannte. Ungefähr zehn Männer saßen um dasselbe herum und schwatzten: Alle trugen die bretagnische Tracht, einen Mantel von Ziegenfell und lange Haare, mit Ausnahme eines einzigen, den ich an seinem Chollet-Schnupftuche, das er um seinen Hut gewickelt hatte, an seiner braunen, mit einem heiligen Herzen und einem Rosenkranze gezierten, Jacke sogleich für einen flüchtigen Vendéer erkannte. Sie waren mit Flinten und Jagdmessern bewaffnet.

Anfänglich konnte ich Nichts von den Gesprächen verstehen. Sie sprachen mit großer Lebhaftigkeit Alle

durcheinander, theils französisch, theils bretagnisch. Mit einem Male erscholl von draußen ein anhaltendes Pfeifen, welches von einem ähnlichen Pfeifen beantwortet wurde; bald darauf hörte ich Tritte, und mehrere Männer traten in die Hütte.

„Nun, Fine-Oreille?“ fragte der Vendéer.

„Herr de la Hunoterie war nicht zu Hause,“ antwortete der junge Mann, der zuerst hereingetreten war.

„Was hast Du denn da mit dem Fräulein gemacht?“

„Die alte Rose hat sie für die Nichte ihres Herrn erkannt; ich habe sie im Herrenhause zurückgelassen.“

„Hat man Dir keine Befehle in Bezug auf die Anderen gegeben?“

„Es war Niemand da. Nur das Fräulein hat mich sehr gebeten, ihnen Nichts zu Leide zu thun.“

„Gut,“ sagte der Vendéer, „so muß er aufgesucht werden, um seine Befehle einzuholen ... Die beiden Andern will ich unterdessen bewachen.“

„Das Fräulein hat gesagt, sie würde morgen früh selbst mit ihrem Oheim kommen,“ sagte Fine-Oreille.

„Nun wahrlich! wir werden sie ihr nicht wegnehmen; wir essen kein Menschenfleisch ... Ich kann sie ihr auch noch in kleine Stücke zertheilen, damit sie sie leichter fortbringen kann.“

Die Bretagner sahen sich einander mit etwas besorglicher Miene an.

„Wenn aber der Capitain doch vielleicht nicht haben wollte, daß Sie getödtet würden, Herr Storel?“ sagte Einer derselben.

„Für diese Viertelstunde bin ich Capitain, mein Junge,“ antwortete barsch der Vendéer, „und man hat zu thun, was ich befehle, oder man soll sehen! . . . Vorerst aber müssen wir wissen, was auf dem Stück Papier steht, was wir bei dem Burschen gefunden haben. Hier, Fine-Oreille, lies mir einmal das, Du bist ja eben erst aus dem Seminar gekommen.

Der junge Bretagner nahm das Papier und verlangte ein Licht, um lesen zu können.

Ich hatte geglaubt, Pierre sei entkommen; allein aus dem, was ich nun hörte, ersah ich das Gegentheil. Ich durchforschte mit den Blicken alle Winkel der Hütte und sah ihn endlich am andern Ende derselben regungslos an der Erde kauern. Der junge Seminarist begann nun die Depesche vorzulesen, deren Ueberbringer unser Gefährte hatte sein sollen; ich horchte auf.

Es war ein langes Schreiben, worin die Repräsentanten den Administratoren von La Roche-Sauveur*) befahlen, auf dem Lande auf's Neue Nachforschungen

---

*) Seit der Ermordung des Bürgers Sauveur zu Roche-Bernard hatten die Republikaner dieser Stadt den Namen la Roche-Sauveur gegeben.

anzustellen, Exequirer in alle Kirchspiele zu legen, die sich weigerten, ihr Korn und ihr Vieh an die Republik abzuliefern, und die, welche die Waffen ergriffen hätten, der gerechten Wuth der Vaterlandsvertheidiger zu überliefern. „Laßt alle Truppen, die zu Eurer Verfügung stehen" — so schloß die Depesche — „gegen die rebellischen Cantone marschiren; verbrennt Alles, was sich verbrennen läßt; schlagt zu Boden, was zu Boden geschlagen werden kann; das Andere verwüstet und vernichtet, sodaß man am Eingange der aufrührerischen Dörfer einen Pfahl aufstellen kann, woran geschrieben steht: Hier war ehedem ein fruchtbares und volkreiches Land, welches aber den souverainen Willen der Nation mißachtete, und aus dem die Nation nun eine Wüste gemacht hat!"

Die Verlesung dieses Schreibens war zu wiederholten Malen durch die Verwünschungen der Royalisten unterbrochen worden; nachdem sie aber beendigt war, brach ein allgemeines Wuthgeschrei aus.

„Sie sollen nur kommen, diese Kerls," riefen Alle wie aus einem Munde, „wir haben Pulver und Kugeln in unsern Dörfern; sie sollen nur kommen, wir werden ihnen schon zu begegnen wissen!"

„Beruhigt Euch nur, meine Schäfchen," sagte kichernd der Vendéer, „sie werden noch zeitig genug kommen. Da es bei uns Nichts weiter mehr, als niedergebrannte Häuser, unbebaute Felder und verpestete

Brunnen giebt, müssen die Blauen wohl hierher kommen: es muß an jeden die Reihe kommen. In kurzer Zeit werdet Ihr die Grenadiere von Mainz sehen, mit Rosenkränzen aus den Ohren Eurer Weiber zusammengereiht, mit den Köpfen Eurer Kinder auf ihren Bajonetspitzen. Wen Ihr nicht tödtet, von dem werdet Ihr getödtet; denn wenn sich ein Blauer und ein Weißer begegnen, seht Ihr, das ist, als wenn ein Wolf und ein Hund zusammen kommen; Einer von Beiden muß auf dem Platze bleiben!"

„Gut! da wollen wir sie zu Boden strecken," riefen die Bretagner.

„Dann könnt Ihr auch sogleich heute den Anfang machen."

Bei diesen Worten richteten sich Aller Blicke auf Pierre.

„Das ist wahr," hob ein Bauer an, „dieser hat den Befehl, daß wir Alle niedergemordet werden sollten, überbringen wollen."

„Laßt mich ihm eine Kugel in den Magen geben," rief ein Anderer, seine Flinte zur Hand nehmend.

Storel hielt ihn zurück.

„Das Pulver ist rar, Junge," sagte er ruhig, „hebe dies für eine bessere Gelegenheit auf."

„So wollen wir ihn mit Steinen todtschlagen, wie einen Hund," fuhr der Bauer fort.

„Das ließe sich hören," erwiederte Storel gelassen."

„Er muß an die Eiche am Kreuzwege aufgehängt werden," sagte ein Anderer.

„Schlagt ihm den Kopf ab."

„Reißt ihm die Augen aus."

„Begrabt ihn lebendig."

Alle diese Vorschläge wurden fast zu gleicher Zeit vorgebracht; der Vendéer hörte sie mit einer Art mitleidigen Lächelns an.

„Ihr seid Alle Kinder," sagte er endlich; „für den Blauen laßt mich nur sorgen."

Ein Schauder durchlief mich bei diesen Worten; ich wußte, welchen entsetzlichen Martern die Räuber ihre Gefangenen zu unterwerfen pflegten, und in Aller Blicken glaubte ich eine unheilvolle Wildheit zu lesen. Mit den Drohungen steigerte sich die Wuth der Royalisten; die grausamen Reden brachten sie auf grausame Absichten, und indem sie berathschlagten, welche Todesart sie für ihr Opfer wählen sollten, wurde ihre Blutgier mehr und mehr angefacht.

Sie drängten sich um den Vendéer, der ruhig seine Pfeife stopfte.

„Was wollt Ihr mit dem Kerl anfangen, Herr Storel?" fragte der Dreisteste unter ihnen.

Der Anführer blickte rund umher.

„Nun," hob er an, „habt Ihr vielleicht Lust zu

lachen? Wenn Ihr wollt, so laß ich ihn mit nackten Füßen auf glühenden Kohlen tanzen, oder ich nehme ihm seine beiden Ohren ab und setze sie ihm zum Abendessen vor."

„Ja, ja!" schrien Einige mit einem wilden Lachen.

„Aber davon stirbt er noch nicht," sagte der, welcher seine Flinte auf ihn hatte abdrücken wollen.

„Nur Geduld!" entgegnete Storel, „man muß sich niemals übereilen! ... Soll denn der Bürger etwa es nicht fühlen, wie er stirbt? Erst müssen wir noch unsern Spaß dabei haben ... Wenn er dann müde ist, nageln wir ihn an die Thüre der Hütte, wie eine Fledermaus, und stecken ihm den Brief der Repräsentanten vor die Brust ... Seid Ihr damit zufrieden, meine Jungen?"

„Ja, ja."

„Gut! habt Ihr einige Stücken Strick und etliche Nägel da?"

„Hier nicht," antwortete man, „aber auf dem Meierhofe."

„Wo ist das?"

„Bei Solian, am Rande des Gehölzes; dort wollen wir es uns geben lassen."

„Ich will mitgehen," sagte Storel; „ich will es selbst aussuchen, und im Vorbeigehen zugleich sehen,

was die Burschen machen, die die Straße bewachen; vor Allem aber verhaltet Euch ruhig.“

Die Royalisten nahmen ihre Flinten und gingen hinaus. Fine-Oreille blieb allein bei dem Feuer zurück, mit sechs bis acht Bauern, die nur bretagnisch sprachen und nur wenig Theil an Allem, was vorging, genommen hatten.

---

## VII.

### Wiedererkennung. — Das bretagnische Trauerspiel.

Jetzt richtete ich mich auf, um Pierre zu sehen, den ich während jenes ganzen Auftrittes nicht hatte beobachten können. Er befand sich noch an demselben Orte in derselben Stellung. Als aber die Tritte Storels und seiner Gefährten nach und nach verhallt waren, richtete er sich langsam empor. Sein Gesicht war bleich, die Augen weit geöffnet; aber der Schrecken, der sich in seinen Zügen ausdrückte, kämpfte noch mit einem verzweifelten Entschlusse. Er sah sich erst einen Augenblick um, als suche er alle seine Geisteskräfte zusammenzuraffen und sich zu überzeugen, ob keine Aussicht einer Rettung vorhanden sei; dann fielen seine Blicke auf die um das Feuer gelagerte Gruppe Royalisten. Allmählich schienen seine Augen sich mehr zu beleben, er stand auf und sagte mit einer Ruhe, die mich in Verwunderung setzte: „Guten Tag, Guillaume Salaün.

Alle wandten sich erstaunt nach ihm um.

„Dieser Priesterssohn weiß Deinen Namen?“ sagte Einer der Bauern zu Fine-Oreille.

„Und Deinen auch, Claude Menèz,“ fuhr Pierre fort; „und Euern, Jean Guïader, Pierre Leguere, Louis Ledu.“

Alle standen jetzt auf.

„Er kennt uns ja Alle,“ riefen sie; „wer bist Du denn?“

„Ein Mann aus Eurem Kirchspiele.“

Sie traten näher zu ihm heran.

„'S ist wahr, es ist mir, als hätte ich einen Christenmenschen gekannt, der so aussah,“ sagte Fine-Oreille.

„Ist es nicht der kleine Pierre von Guesno?“ fragte Louis Ledu sich besinnend.

„Ganz recht,“ riefen die Uebrigen, „das ist der kleine Pierre, der in Vannes mit uns Tragödie spielte.“

Alle fühlten sich jetzt betroffen und verlegen; es war sichtlich zu bemerken, wie ihre gegenwärtige Feindseligkeit den Ausbruch ihrer Gefühle hemmte und sie in der Erinnerung an früher verlebte frohe Zeiten störte.

„Und warum hast Du mit den Blauen gemeinschaftliche Sache gegen uns gemacht?“ fragte Fine-Oreille.

„Ein armer Bursche, wie ich,“ antwortete Pierre,

„hat keine freie Wahl; er muß da bleiben, wo Gott ihn hinstellt.“

„Wenn Du nun bis nach La Roche-Bernard gekommen wärst, so wären wir Alle zusammen in unsern Dörfern umgebracht worden.“

„Aber ich hätte doch nicht den Befehl dazu gegeben.“

„Nein, aber Du überbrachtest ihn.“

„Mein Pferd hat uns Beide, mich und den Befehl, getragen, und doch habt Ihr diesem Euren Zorn nicht fühlen lassen.“

Die Bauern schwiegen; es trat eine Pause ein, während welcher Fine-Oreille an das Feuer herantrat.

„Du hast Unglück gehabt, daß Du gerade diesen Weg einschlagen mußtest,“ hob er endlich mit affectirter Gleichgültigkeit an; „M. Storel ist sehr aufgebracht gegen die Blauen und keineswegs geneigt, Ihnen Gnade angedeihen zu lassen.“

„Ich wußte nicht, daß die Leute vom Hochlande jetzt hier die Herren sind,“ sagte Pierre.

„Der Vendéer ist nicht unser Anführer,“ fiel Fine-Oreille hastig ein.

„Er scheint aber doch unter Keines Befehl zu stehen.“

Die Bretagner sahen sich abermals einander an und kratzten sich bedenklich hinter den Ohren. Pierre hatte ihre beiden empfindlichsten Seiten berührt, den

Nationalhaß gegen die Leute jenseits der Loire und die Eifersucht gegen jeden fremden Anführer. Mit Unwillen hatten sie Storel vom Augenblick seiner Ankunft an die zweite Stelle in der Bande des Ritters de la Hunoterie einnehmen sehen; und die spöttischen Vergleiche, welche der Vendéer zwischen den glänzenden Gefechten im Bocage und dem Buschkriege der bretagnischen Royalisten fortwährend anstellte, hatten eben auch nicht dazu beigetragen, ihm die Herzen zu gewinnen. Dies gab sich mir recht deutlich in einer leisen Unterredung zu erkennen, welche jetzt dicht neben mir zwischen Jean Guïader, Jaques Leguere und Fine-Oreille geführt wurde. Pierre konnte sie nicht hören, aber er errieth sie wahrscheinlich, denn bald darauf redete er Salaün abermals an.

„Was willst Du?“ fragte dieser barsch.

„Ich will Dich um den letzten Wunsch eines Sterbenden bitten,“ sagte der junge Mann.

Fine-Oreille trat zu dem Sprechenden.

„Da der Mann aus dem Hochlande das Commando hat,“ fuhr Pierre fort, „so weiß ich, daß ich auf kein Erbarmen zu rechnen habe, er wird nur gar zu gern sehen, welche Farbe das Blut eines Bretagners hat; aber Du, Guillaume, mit dem ich zum ersten Male zum Abendmahle gegangen bin, Du wirst einem Christen eine Bitte nicht abschlagen.“

„Sprich,“ sagte Salaün.

„Ich habe eine alte Tante in Locminé, der mich der Pfarrer auf dem Grabe meiner Mutter übergeben hat*), und die es immer gut mit mir gemeint hat . . . Du kennst sie, Guillaume; denn wenn wir bei ihr auf Besuch waren, tractirte sie uns Beide immer mit dem Besten, was ihr Hof hergab.“

„Ich kenne sie, ja wohl!“ erwiederte Fine-Oreille.

„Sie ist jetzt in elenden Umständen, nachdem die Blauen ihr Erbgut verwüstet und ihre Vorräthe ausgeräumt haben. Mit ihr und mit einem Priester, den sie bei sich verbirgt, theilte ich bis jetzt mein Brod. Wenn ich nun nicht mehr zu ihnen komme, werden sie glauben, ich hätte sie verlassen, und das sollte mir sehr wehe thun; versprich mir, zu ihnen zu gehen und ihnen zu sagen, was mir widerfahren ist.“

„Das will ich thun,“ antwortete Fine-Oreille gerührt.

„Möge Gott Dich für diesen Dienst belohnen! Vor Allem aber sage der armen Frau ja nicht, wie man sich an meinen Qualen geweidet hat, denn sie ist alt und hat mich lieb . . . Sage ihr, ich wäre sanft gestorben und als ein Christ in geweihter Erde begraben

*) Die Pfarrer pflegen auf diese Art verwaiste Kinder an von ihnen selbst auserwählte Frauen zu übergeben, die sodann die Adoptivmütter dieser Kinder werden. (Siehe „die letzten Bretagner“.)

worden ... und, wenn Du siehst, Guillaume, daß sie vielleicht Hunger leidet ... erinnere Dich, daß Du früher oft von ihrem Brode gegessen hast.“

Pierre's Stimme war mit jedem Worte, das er sprach, zitternder geworden. Die alten Erinnerungen, die er erneuert hatte, um Salaüns Gemüth zu erweichen, rührten ihn zuletzt selbst. Er fühlte sich durch das Bewußtsein der tragischen Situation, in der er sich befand, gehoben und von einer gewissen schmerzlichen Begeisterung ergriffen. Er war auf seine Knie gesunken und hatte die Hände gegen Guillaume ausgestreckt; allein seine Bitte hatte nichts Zudringliches, nichts Herabwürdigendes; er sprach mit der ergreifenden Würde eines Sterbenden.

Die Bauern, unwillkürlich von Pierre's Worten gerührt, waren näher herangetreten.

„Hast Du keinen andern Wunsch weiter?“ fragte Salaün, der kaum seine Rührung zu verbergen wußte.

„Keinen, als daß Du, Guillaume, und Ihr Alle für mich beten möget, wenn Ihr mich werdet haben tödten sehen.“

Darauf richtete er sich knieend empor, seine Augen strahlten von dem Feuer der Entschlossenheit; er faltete mit Inbrunst die Hände und sprach laut, mit dem eigenthümlichen, singenden Tonfall der Bretagner, folgende Worte:

„Hochgesegnet sei nun die Dreieinigkeit! Jetzt

bin ich rein, so hoffe ich; mein Muth steht fest. Möge Gottes Sohn mich schützen! Nun will ich mit reinem, liebenden Herzen beten."

Diese Verse wirkten wahrhaft zauberisch auf die Gemüther der Bretagner; Alle sahen sich untereinander an und sagten zu gleicher Zeit:

„Das ist das Gebet aus dem Trauerspiele."

„Woher kennt er es denn?" fragte Guïader.

„Er gab ja die Heilige Nona," antwortete Salaün.

„Und ich Gott den Vater," sagte Menèz.

„Ich den Priester," sagte Ledu.

„Ich habe den Tod gegeben," sagte Leguere.

Alle Erinnerungen an diese Aufführung tauchten nun mit einem Male wieder auf . . .

„Auf Olier Moreau's Tenne haben wir zum ersten Male gespielt."

„Und hinter dem Theater war eine Hollunderhecke."

„Und ein großer Weißdornbaum, von dem die Blüthen auf uns herabfielen."

„Weißt Du noch, wie wir beklatscht worden sind?"

„Und wie viele hübsche Mädchen uns da zugesehen haben?"

Auf diese Erinnerungen folgten sodann stromweise die poetischen Reminiscenzen des Stückes selbst und

Jeder fing an, Etwas aus seiner Rolle zu recitiren. Bald wurden sie aber wieder von Pierre's lauter Stimme unterbrochen, welcher also fortfuhr: „Gott, der Du die Sterne erschaffen hast, meine letzte Stunde ist gekommen, glaube ich. O, Jungfrau Maria, ich beschwöre Dich, befreie mich aus dieser Noth und Pein!“

Und Menèz antwortete: „Ich, Gott, der Vater, befehle Dir, kalter Tod, unverzüglich zur Erde niederzusteigen; bringe Nona zu mir herauf, die meine Gebote befolgt hat, damit sie von jeglichem Schmerze befreit werde, wie sie es verdient.“

Hierauf fuhr Pierre fort: „Ach! o mein Gott! ich muß dulden und dann sterben! Es ist Zeit, die Erde mit allen ihren Täuschungen, ihren Schmerzen, ihren Drangsalen zu verlassen. Mein Stündlein ist gekommen; nun will ich der Zukunft gedenken! Ich bitte Euch, weiser Priester, mir die letzte Oelung zu ertheilen, denn ich glaube, ich werde verscheiden müssen.

„So befehle ich denn meinen Geist in Deine Hände, Gott, alleiniger Herr der Welt; ich bitte, daß mein Körper in geweihter Erde ruhen möge, daß den Armen geholfen werde, daß überall Friede sei; keinen Krieg mehr, darum bitte ich einen Jeden von Euch!“

Hierauf hob Leguere an: „Ich bin der Tod; ohne Erbarmen tödte ich Alles, was hier geboren

wird. Du, freundliche Mona, Dein Stündlein ist gekommen; ich treffe zuerst Deine Stirn und mit tödtlichem Stoße Dein Herz.“

Nun fielen Alle, mit Ausnahme Pierre's, einstimmig ein: „Suchen wir zwischen diesen beiden Felsen ein anmuthiges, liebliches Plätzchen aus. Es liegt in dem Lande Rivelen, so nannten die Alten diesen Ort. Dort laßt uns den keuschen Leib der Mona begraben, in der Nähe des armorischen Meeres, im Angesicht Aller. Auf dieser einsamen Stelle hat ihre Seele sich vom Leibe geschieden; die reine Seele hat sich mit Gott vereinigt, der Körper ist unter das Gras eingescharrt worden, zwischen dem Lande Erné und dem Lande der beiden Monde.“

Wie eine Zauberformel wirkten diese Verse auf die Bretagner. Mit immer gesteigerter Action hatten sie sie vocirt, und sie wurden von einer Art poetischer Begeisterung fortgerissen. Das Opfer und seine Henker schienen ihre abweichenden Ansichten und ihre Feindseligkeit vergessen zu haben und ihre Seelen in gemeinschaftlicher Rührung zu verschmelzen.

Auf mich hatte dieses Schauspiel einen nicht zu beschreibenden Eindruck gemacht. Das Unerwartete einer solchen Aufführung mitten unter den uns bedrohenden Gefahren, die Anspielung der Rollen auf die wirkliche Lage eines Jeden, diese gemessene Feierlichkeit der Declamation und die wilde Harmonie des

celtischen Verses, welche alle Erinnerungen aus früheren Jahren in mir erweckte, Alles trug bei, mich zu erschüttern. Ich hatte mich aufgerichtet und hörte tiefbewegt zu, als jenes allgemeine Geschrei erhoben wurde, welches das Ende des Trauerspiels anzuzeigen pflegte. Zu gleicher Zeit glaubte ich außerhalb der Hütte Schritte zu vernehmen. Unwillkürlich sprang ich auf Pierre zu, welcher noch auf den Knien lag.

„Das ist der Vendéer!“ rief ich.

Plötzlich verstummten die Bretagner und horchten auf. Ich ergriff den jungen Bauer bei der Hand und sagte zu ihm gewendet:

„Wenn Ihr Christen seid, so zeigt es jetzt; werdet Ihr Einen tödten wollen, der mit Euch aus einem Kirchspiel ist, der mit Euch aufgewachsen und der Niemandem etwas zu Leide gethan hat?“

Sie sahen sich einander an.

„Es ist ein Blauer,“ fing Salaün zögernd an.

„Er ist ein Bretagner,“ entgegnete ich, „und hat schon Vielen der Eurigen das Leben gerettet; ohne ihn hätte ich Mademoiselle de la Hunoterie nicht aus Rennes bringen können; noch nie hat Verrath seine Seele, noch nie Blut seine Hände befleckt; thut ihm, wie er Andern gethan hat.“

„Der Herr Ritter befiehlt es, und es steht nicht in unserer Macht, ohne seinen Befehl Gefangene frei zu geben.“

„Warum steht es denn da in der Macht des Vendéers, sie zu tödten?“ sagte Pierre.

„Allerdings,“ sagte ich, „wenn Herr de la Hunoterie allein die Macht hat, frei zu geben, so hat auch nur er allein die Macht, zu bestrafen. Ihr habt gehört, wie seine Nichte selbst gebeten hat, uns Nichts zu Leide zu thun; Ihr setzt Euch ihren Vorwürfen aus, wenn Ihr uns tödtet. Ihr müßt doch wenigstens erst seinen Befehl abwarten.“

Die Bretagner schienen sich zu bedenken.

„M. Storel wird es nicht wollen,“ sagte Leguere.

„Ich könnte wohl nachsehen, ob der Herr Chevalier wieder in's Herrenhaus zurückgekehrt ist,“ hob Fine-Dreille an; „allein die Andern werden sogleich kommen, und ehe ich wieder zurück bin, wird Alles geschehen sein! . . . Was ist zu thun?“

„Nimm uns mit,“ sagte Pierre.

„Das ist wahr,“ riefen die Bauern. „So kann der Herr Chevalier thun, was er für gut befindet. Aber schnell, denn der Vendéer wird bald da sein!“

Sie nahmen ihre Flinten und nahmen uns in ihre Mitte. Wir schritten durch das Gehölz und bald waren wir aus dem Angesichte der Hütte.

„Nun sind wir gerettet,“ sagte ich leise zu Pierre.

„Noch nicht,“ entgegnete er.

Plötzlich blieb er horchend stehen.

„Geh' doch," sagte Menèz.

„Still!" flüsterte der Bauer.

Wir horchten auf und deutlich hörte man Tritte gehen.

„Es sind die Andern, die aus der Meierei kommen," sagte Salaün; „sie haben den Weg über die Wiese genommen; sie müssen uns gesehen haben."

„Sie kommen also an uns vorüber?"

„Auf der andern Seite des Gehölzes."

Wirklich hörten wir bald darauf sie sprechen. Unsere Führer waren stehen geblieben; das geringste Geräusch hätte uns verrathen, mein Herz pochte heftig. Die Schritte und die Stimmen hörte man immer näher und näher; endlich konnten wir durch das Gehölz hindurch deutlich Storel und seine Gefährten erkennen; wir hörten, wie die Zweige, an denen sie vorbeistreiften, raschelten ... Sie gingen vorüber, ohne uns gewahr zu werden ...

Mit raschen Schritten gingen wir nun wieder weiter, nahmen unsern Weg quer durch das Gehölz und kamen endlich glücklich an das Herrenhaus.

Herr de la Hunoterie war glücklicherweise so eben daselbst angekommen. Sogleich nach den ersten Worten beruhigte er uns; gleichzeitig trat auch meine junge Reisegefährtin herein und erzählte Alles dem Chevalier, worauf dieser sich bei mir wegen des Mißverständnisses, wie er es nannte, entschuldigte, ziemlich flüchtig für den

Dienst dankte, den ich seiner Nichte erwiesen und mich aufforderte, bis zum nächsten Morgen sein Gast zu sein.

Die Nacht verstrich ohne weitern Vorfall und den Tag darauf ging ich mit Pierre nach La Roche-Sauveur, wo wir endlich glücklich und wohlbehalten ankamen.

## VIII.

### Ankunft in Nantes. — Carrier.

Es war, als ob meine Reise nicht hätte stattfinden sollen. Nachdem ich durch Krankheit in La Roche=Sauveur zurückgehalten worden war, erhielt ich einen Brief, der meinen Plan änderte und mich wieder nach Nantes zurückrief.

Es war zur Zeit des **20.** Nivôse **1793**, gerade als Carrier in dieser Stadt das Schreckenssystem auf den höchsten Punkt getrieben hatte. In Rennes hatte ich zwar schon von den energischen Maßregeln dieses Repräsentanten obenhin sprechen hören, allein man kannte bei weitem noch nicht die ganze Größe ihrer Furchtbarkeit und machte sich wenig Sorge darum. Anfänglich pflegt die Gefahr zu machen, daß sich die Menschen einander nähern und in Gemeinschaft zusammentreten; sobald sie aber über einen gewissen Grad noch hinausgeht, trennt sie sie unfehlbar, indem dann

das Gefühl der Selbsterhaltung und des persönlichen Schutzes bei einem Jeden vorherrschend wird. So hatte denn auch damals der allgemeine Schrecken eine solche Höhe erreicht, daß Jeder nur an seine eigene Rettung dachte. Jede Stadt, von Hungersnoth, Krieg und Proscription bedroht, glich einem Kranken, der mit dem Tode kämpft und sich nicht um das bekümmert, was außer ihm vorgeht.

Zudem hatte man bei der fortwährend drohenden Gefahr des Todes sich so an denselben gewöhnt, daß er nie unerwartet kam. Unter den politischen Zuckungen, welche Frankreich erschütterten, war er ein gewöhnliches, alltägliches Ereigniß; man sprach davon, wie man heut zu Tage von einer Heirath oder einer Geburt spricht; man wunderte sich nicht sowohl über die, welche starben, als über die, welche leben blieben. Der Tod war die Regel und das Leben die Ausnahme. Um das Mitleiden rege zu machen, bedurfte es erst des Anblickes der Leiden des Sterbenden, des Fließens seines Blutes oder besonderer tragischer Umstände; der bloße Gedanke des Umkommens rührte nicht mehr.

Die Hinrichtungen von Nantes waren daher für die in der Ferne, welche nicht Augenzeugen davon waren, nichts Außergewöhnliches; die große Anzahl derselben erklärte sich durch die Menge der Vendéeischen Gefangenen, und die Verheerungen und Grausamkeiten der Räuber hatten eine solche Erbitterung erregt, daß ihre

Strafe im Allgemeinen nur als eine gerechte Vergeltung angesehen wurde. Alle Herzen waren zu voll der Empörung, des Schmerzes und der Rache, um mitleidig sein zu können. Keine Familie in der ganzen Bretagne war wohl, die nicht Einen der Ihrigen als Opfer dieses unseligen Krieges zu beklagen gehabt hätte, sodaß jedes Vendéeische Haupt, welches fiel, für eine dem Andenken eines geliebten Wesens auflodernde Opferflamme oder als Bürgschaft der Sicherheit eines noch lebenden solchen angesehen wurde. Gegenwärtig, wo der Haß eben so lau ist, wie die Liebe, ist es leicht, solche Gesinnungen als unmenschlich anzuklagen; für Einen, der Nichts zu leiden hat, ist es nicht schwer, unparteiisch zu sein; ich meinestheils aber muß gestehen, daß ich den Haß meiner Mitbrüder theilte und daß die Bestrafung der von den Royalisten begangenen Gräuelthaten keinen sehr tiefen Eindruck auf mich machte.

Ich reiste daher ohne Widerstreben und ohne Furcht nach Nantes ab; nicht im Entferntesten dachte ich daran, welches Schauspiel ich dort zu erwarten haben würde.

Es ist viel von den Leiden dieser Stadt während der Schreckenszeit gesprochen worden, und eins der unbedeutendsten Mitglieder des Nationalconvents hat durch sie einen Namen in der Geschichte erhalten. Die Namen eines Leperdit, eines Champenois, eines Audaudine, eines Gambart, eines Thomas, eines Bancelin sind vergessen, während der Carrier's noch immer in dem An=

denken Aller lebt. Jene Republikaner waren nur Männer voll Muth, Redlichkeit und aufopfernder Gesinnung zu einer Zeit, wo Muth, Redlichkeit und aufopfernde Gesinnung überall zu finden waren, während Carrier ein außerordentlicher Wütherich war, der alle Ausartungen seiner Zeit in seiner Person vereinigte.

Sollte ich auch tausend Jahre leben, nie werde ich den Augenblick meiner Ankunft in Nantes vergessen. Es war schon gegen Abend; die Stadt lag halb in die Nebel der Loire gehüllt vor mir; ich ließ mein Pferd einen rascheren Schritt gehen, als ein lebhaftes und anhaltendes Gewehrfeuer sich hören ließ, worauf alsbald ein dumpfer Kanonendonner folgte. Erstaunt hielt ich an; während einer langen Weile war es wieder still, dann erscholl abermals ein Gewehrfeuer und hierauf Kanonendonner. Der Schall kam offenbar von der Stadt her; dies kann nur ein plötzlicher Angriff von Seiten der Vendéer sein, dachte ich, oder eine Insurrection; ich überlegte mir schon, was ich thun sollte, als ein Freiwilliger vorüber kam.

„Dort ist also Schlacht?“ rief ich ihm entgegen.

Er sah mich verwundert an.

„Warum?“

„Hörst Du nicht das Gewehrfeuer?“

Er zuckte mit den Achseln und sagte lachend: „Das sind die Räuber, denen der Abendsegen vorgelesen wird . . .“

„Aber auch Kanonen?“

„Ja! . . . das ist ein Einfall des Repräsentanten, damit es schneller geht.“

„Es finden also viel Hinrichtungen statt?“

„So viel, als nur möglich ist. Carrier ist Alles willkommen, was sich nur tödten läßt . . . Reite nur weiter, da kannst Du das royalistische Aas am Wege zählen!“

Mit diesen Worten setzte der Freiwillige seinen Weg wieder fort, und ich ritt weiter.

Ich fand die Vorstädte noch in demselben Zustande, in welchem sie die Vendéer nach der Belagerung zurückgelassen hatten. Der Feind schien eben erst abgezogen zu sein. Die Mehrzahl der Häuser war ohne Fenster und ohne Thüren, mit Kugeln überdeckt oder von denselben zerschossen. Andere, etwas weiter vom Wege abgelegene, standen mit halbzerstörten Dächern und geschwärzten Mauern da; wieder andere waren nur noch ein Haufen Trümmer, auf denen schon die Brombeerstauden zu wachsen anfingen. Nur hier und da sah man vor einer Thüre eine Frau mit ihrem kranken Säugling im Arme, oder einen halbentblößten Mann stehen, der Einen mit verstörten Augen anblickte.

Als ich an die Edre kam, begegnete ich einer Schaar Kinder, die sich um blutige Kleider rissen. Da es schon Nacht war, so schlug ich den kürzern Weg über den Departementsplatz ein.

Ein unbeschreibliches Schmerzgefühl hatte sich meiner bemächtigt; in Gedanken verloren, ritt ich, ohne mich umzusehen, weiter, als plötzlich mein Pferd erschreckt wiehernd auf die Seite sprang; es hatte auf einen Leichnam getreten. Ich ließ es schnell vorübergehen, da stieß es abermals an einen Leichnam, dann an einen dritten, an einen vierten. Ich wollte es umlenken, allein es ging nicht von der Stelle und ich mußte absteigen. Als ich den Fuß auf den Boden setzte, stieß ich an etwas Weiches; es war der Leib eines Kindes! Entsetzt sah ich mich um; der ganze Platz war mit Leichen bedeckt, und das Blut floß in Bächen, wie das Wasser nach einem Platzregen. Die Luft war von einem abscheulichen Geruche erfüllt und ein kalter Schauer überlief mich. Mein Pferd war noch immer nicht von der Stelle zu bringen; ich war noch unschlüssig, was ich thun sollte, als sich in der Ferne ein anhaltendes Gebell hören ließ; mit reißender Schnelligkeit kam es immer näher und gellte mir endlich dicht in meiner Nähe in die Ohren. Ich sah mich um und sah eine Meute Hunde keuchend über den Platz gelaufen kommen. Sie rannten an mir vorüber, zerstreuten sich unter die umherliegenden Leichen und verschwanden so wieder meinen Blicken. Das Gebell ließ nun allmählich nach; man hörte nur noch ein dumpfes Knurren, begleitet von einem schaudervollen Geräusche durchwühlten Fleisches und benagter Knochen. Man sah die

noch kurz vorher regungslos daliegenden todten Körper im Dunkeln sich bewegen und in Stücke zertheilen. Von an Verwirrung grenzendem Entsetzen ergriffen, stieg ich wieder auf's Pferd und gab ihm heftig die Sporen. Es sprang im Galopp fort, glitt aber aller Augenblicke in dem Blute aus und war dreimal dem Niederstürzen nahe. Die Hunde, in ihrem Fressen gestört, gingen knurrend auf die Seite und wiesen mir ihre wilden Augen und blutigen Schnauzen. Einige Augenblicke lang war ich wie betäubt von diesem gräßlichen Schauspiele; endlich jedoch gelang es mir, mit meinem Pferde über diese scheußliche Fleischbank hinweg zu kommen, bis zum Platz der Cathedrale und von da an das Gasthaus, wo ich gewöhnlich abzusteigen pflegte, zu gelangen.

Als ich eintrat, trat mir die Bürgerin Benoist entgegen.

„Sie hier?“ riefen wir Beide zugleich voll Ueberraschung.

Ich erzählte ihr kurz, was mir begegnet war und wie ich meinen Reiseplan geändert.

„Und ich,“ sagte sie, „bin wegen meines Mannes hergekommen.“

„Ist er krank?“

„Er ist im Gefängniß.“

„Der Bürger Benoist?“ rief ich erstaunt.

Sie führte mich auf die Seite und sagte halblaut zu mir:

„Ach! Sie wissen nicht, an was für einen Ort Sie das Schicksal geführt hat! Nantes ist eine Tigerhöhle.“

„Ich habe es wohl gesehen,“ antwortete ich, „so eben komme ich über den Departementsplatz . . .“

„Und dieser war mit Leichen überdeckt, nicht wahr? . . . Das sind Vendéer, die im Vertrauen auf die Proclamation, welche Pardon versprach, hierhergekommen waren. Gestern hat man noch Andere mit den Waffen in der Hand niedergehauen . . . Mädchen und Kinder. Carrier hat dem Präsidenten der Militärcommission, Gouchon, gedroht, ihn niederschießen zu lassen, wenn er nicht schneller und oberflächlicher seine Urtheile spreche. Dieser bedauernswerthe Greis ist wahnsinnig darüber geworden und vor einigen Tagen in diesem Zustande gestorben. Jetzt wird daher gar kein Urtheil mehr gefällt. Die Gefängnisse sind eine Niederlage von Menschenfleisch, aus der man es wegholt, wie das Wasser aus einem Flusse. Man guillotinirt, erschießt, ertränkt Alles, was unter die Hand kommt. Vor drei Tagen trieb ein Westwind mit einer hohen Fluth einen Theil der Opfer Carriers wieder an's Land zurück; Sie können sich denken, welch' ein Anblick das war. Das Wasser, welches man aus der Loire schöpft, ist mit verfaulten Fleischstücken untermengt; eine Polizeiverord-

nung hat verboten, davon zu trinken; seit beinahe einem Monate sind fortwährend dreihundert Menschen beschäftigt, um Gruben zu graben. In den Gefängnissen wüthet der Typhus, und selbst die Wächter fangen schon an, davon ergriffen zu werden; ein ganzer Grenadierposten ist während einer einzigen Nacht auf einmal erkrankt. Die Hungersnoth ist so groß, daß Sie des Abends arme Mädchen finden werden, die für ein Stück Brod sich preisgeben. Während dessen lebt Carrier im Ueberfluß, unter unsittlichen Frauen, und droht Jedem mit dem Tode, der von der öffentlichen Noth zu sprechen wagt. Als dies mein Mann bei seiner Ankunft hier sah, hatte er seine Entrüstung nicht verbergen können und wurde deshalb als verdächtig verhaftet. Ich bin hierhergekommen, um sein Schicksal, welches es auch noch werden möge, zu theilen.

„Haben Sie noch einige Hoffnung?“

„Ich weiß nicht; der Schrecken hält die Feigen ab, Etwas dagegen zu thun, die Muthigen sind durch Uebermüdung entkräftet. Zu viel Leben ist seit einigen Monaten daraufgegangen; man ist betäubt, und in dieser Betäubung läßt Jeder die Arme sinken und erwartet ruhig den Tod; man läßt sich morden, ohne sich auch nur nach dem Messer des Henkers umzusehen. Indessen habe ich schon mit Philippe Tronjolly und mehreren Andern gesprochen und noch habe ich nicht alle Hoffnung aufgegeben. Ein solcher Zustand kann un=

möglich von langer Dauer sein; der Convent muß endlich der Stimme der Gerechtigkeit Gehör geben, wenn sich der Schrei der Verwünschung von allen Seiten erhebt; je weiter man gegangen, desto schneller wird die Rückkehr sein."

„Dies ist es aber, was ich auch noch fürchte," antwortete ich. „Jedes Extrem führt zu einem entgegengesetzten, nicht minder unheilvollen Extreme; wer weiß, was der übertretende Strom der allgemeinen Wuth und Entrüstung Alles mit sich fortreißen wird? Welch' eine erfreuliche Ernte für unsere Feinde wird das sein! Wie leicht wird man die Verbrechen der Personen den Principien Schuld geben!"

„Halten Sie die Menschen für so verblendet?" sagte Madame Benoist; „geschieht es denn heute zum ersten Male, daß die Piraten sich einer rechtmäßigen Flagge bedienen, ist es nicht etwas Bekanntes, daß die bösen Absichten stets die Cocarde der Partei tragen, auf deren Seite die Stärke ist? Die Elenden, welche jetzt die Royalisten und Geistlichen morden, sind dieselben, welche die Protestanten unter den Medicis mordeten; es sind dieselben Menschen, welche zu allen Zeiten hinter den großen socialen Umwälzungen hergehen, wie die Hirschwölfe hinter den Armeen und sich auf einige Zeit des Schlachtfeldes bemeistern."

„Ja; aber Alles, was Carrier hier thut, thut er

im Namen der Freiheit; man wird seine Lasterhaftigkeiten für eine neue Lehre ausgeben."

„Für eine Lehre?" rief Madame Benoist; „wer kann von diesem dummen Auvergnaten behaupten, daß er je eine gehabt habe! Wissen Sie, was Carrier ist? Ein versoffener Kupferschmied, der im Zuchthause gewesen ist. Ich weiß nicht, was ich mehr an ihm bewundern soll, seine Dummheit, seine Unverschämtheit oder seine Grausamkeit! . . . Er hat von den Ideologen des Convents gehört, daß Frankreich nur siebenhundert Einwohner auf der Quadratmeile haben dürfe; daß, um die Republik fest zu begründen, zwei Millionen Köpfe von der jetzigen Generation vorweggenommen werden müßten; diese Berechnungen einiger wahnsinnigen Thoren hat er auswendig gelernt und führt sie nun stets im Munde wie die Molière'schen Quacksalber ihre Purgations- und Aderlaßphrasen. Er ist nicht, wie Robespierre und Saint-Just, ein unbeugsamer Metaphysiker; er ist nicht einmal das, was Marat, ein Tollsüchtiger, der aus Wahnsinn um sich beißt, er ist Nichts, als ein gemeiner Bandit, der nur auf seinen Gewinn ausgeht. Ihm gefallen an der Republik nicht die Principien, auf denen sie beruht, sondern die Vortheile, die sie ihm gewährt. Er liebt sie, wie der Lasterhafte seine Leidenschaften; er vertheidigt sie, wie der Räuber seine Höhle vertheidigt, in der seine Beute verborgen liegt. Er spricht immer von seinem Hasse ge-

gen die Aristokraten; aber die Aristokraten sind ihm die Reichen, die Muscadins, die Geistreichen.*) Als solche bezeichnet er sie der „Gesellschaft Marats.“ Und wissen Sie, woraus diese Gesellschaft, die der vollständige Ausdruck seiner Ansichten ist, besteht? Aus Falschmünzern und Mördern.**) Bei der Gründung derselben hatten Goullin und Lamberty, die Stifter, wenn ein Mitglied in Vorschlag kam, nicht gefragt: Giebt es nicht noch einen eifrigeren Patrioten in Nantes? sondern: Giebt es nicht einen, der noch ruchloser ist? . . . Sie

---

*) „Meine lieben Sansculotten, die Ihr in Mangel lebt, während Andere schwelgen, wißt Ihr nicht, daß Alles, was die großen Kaufleute besitzen, Euch gehört? Die Reihe, zu genießen, ist nun endlich auch an Euch gekommen; laßt mir Eure Denunciationen zukommen: das Zeugniß zweier ächter Sansculotten soll mir hinreichend sein, ihnen die Köpfe vor die Füße zu legen“ (Rede bei der réunion Vincent La Montagne.)

„Einkerkerung aller reichen und geistvollen Leute. (Beschluß vom 15. Brumaire.)

**) Chaux, durch mehrere Bankrotte berüchtigt, ließ einen Theil seiner Gläubiger einsperren; Bachelier, ein verrufener Notar; Goullin, vor 1798 durch seine talons rouges bekannt, hat sich alle Verbrechen zu Schulden kommen lassen, von denen das geringste noch war, daß er seinen Wohlthäter, dem er beträchtliche Summen schuldete, im Gefängniß sterben ließ. Grandmaison, ein Mörder zur Zeit des ancien régime, hatte durch einige Edelleute, die ihm schuldig waren, seine Begnadigung erwirkt. (Memoiren Philippe Tronjolly's.)

gestehen selbst ein, daß sie keinen andern Zweck haben, als „die großen Kaufleute auszugattern“. Sie haben beschlossen, nach und nach alle Bürger einzusperren und sie so zu zwingen, sich wieder loszukaufen. Im Comité wird ganz offen schon über die Verfallzeit und den Zahlungstermin dieser Lösegelder verhandelt. So stehen die Sachen.*) Nantes, von Bürgerkrieg und Hungersnoth zerfleischt, gleicht jetzt einer jener italienischen Städte des Mittelalters, in denen die Pest alle Bande gelöst, alle Gesetze aufgehoben hatte, wo die Banditen ungehindert hausten, die Palläste ausplünderten und diejenigen mordeten, welche von der Seuche verschont geblieben waren. Die Folgezeit wird es lehren, daß die Umstände und nicht die Principien der Revolution all' dieses Unheil herbeigeführt haben.“

Ich schüttelte mit dem Kopfe; die Bürgerin Benoist war jedoch zu sehr mit ihrer persönlichen Lage beschäftigt, als daß sie diese allgemeine Discussion länger hätte fortsetzen können. Bald kam sie wieder auf die Möglichkeit der Rettung ihres Mannes zu sprechen: ich erbot mich, ihr behülflich dazu zu sein, sie schlug es aber aus.

„Sie würden sich nur dabei compromittiren, ohne mir zu nützen,“ erwiederte sie; „lassen Sie mich erst allein handeln, damit Sie noch da sind, wenn ich

---

*) Ebendaselbst.

im Fall des Mißlingens Ihrer bedürfen sollte. Wir leben in einer Zeit, wo man schonend mit dem Leben seiner Freunde umgehen muß, und wäre es auch nur in seinem eigenen Interesse. Ich habe hier Verwandte, die mir sehr zugethan sind; ich habe sie aber nicht besuchen wollen, aus Furcht, sie der Verfolgung auszusetzen, und nur in der äußersten Noth werde ich zu ihnen meine Zuflucht nehmen. Doch entschuldigen Sie, die Stunde ist gekommen, wo Philippe mich erwartet; wir sehen uns diesen Abend wieder.“

## IX.

### Pirard. — Die Gesellschaft Marats.

Nach dem, was ich gehört, war es mir selbst erwünscht, meine Geschäfte so schnell wie möglich abzumachen. Ich begab mich deshalb zum Bürger Dufour. Ich traf ihn nicht zu Hause, allein man sagte mir, daß ich ihn auf dem Café du vrai Sans-Culotte finden würde und ich ging dorthin.

Es war ein niedriger, verräucherter Saal, an dessen Fensterladen von dem plumpen Pinsel eines schlechten Malers eine Guillotine mit einer phrygischen Mütze gemalt war, und darunter die Worte Liberté, Fraternité. Durch ein halbgeöffnetes Guckfenster drang ein Lärm von Gläsergeklirr, Lachen und Fluchen zugleich mit einem eigenthümlich riechenden heißen Dunst. Ich trat an das Fenster, konnte aber durch die angelaufene Scheibe Nichts unterscheiden, als undeutliche Gestalten, die sich nach allen Richtungen hin bewegten, und mußte mich also entschließen, hineinzugehen.

Ich hatte eben die Thüre hinter mir wieder zugemacht, und sah mich nach dem Bürger Dufour um, als ich plötzlich meinen Namen nennen hörte. Ich sah mich um und sah einen Mann in einer Carmagnole, der mir beide Hände darreichte; verwundert schritt ich auf ihn zu: es war Pinard!

Seit seiner Reise nach Guingamp hatte ich ihn nicht wieder gesehen, und die Art, in der wir damals auseinander gegangen waren, stimmte wenig zu dieser freundschaftlichen Begrüßung; allein, mochte es nun Folge der Trunkenheit oder der Zeit sein, er schien Alles wieder vergessen zu haben. Ich erwiederte jedoch seine Zuvorkommenheiten etwas kalt: er schien es zu merken.

„Wie! sollten wir noch böse auf einander sein?“ rief er; „machen wir Friede, ums Himmelswillen, Friede! komm hierher zu den andern Freunden.“

Ich wollte mich weigern, allein er zog mich mit Gewalt fort, und rief zu einem Dutzend Trinkgenossen, welche um einen Tisch saßen: „Holla! Ihr da, macht einmal Platz für einen ächten Republikaner.“

Man rückte zu und ich mußte mich niedersetzen. Pinard ließ mir ein Glas geben.

„Nun sei lustig, Cincinnatus,“ rief er; „ein Glas auf den Tod der Pfaffen.“

Ich mußte trinken. Ich fühlte mich höchst unbehaglich, da ich nicht wußte, in welcher Gesellschaft ich mich befand, und mir nach dem, was ich von Pi=

nards Charakter kennen gelernt hatte, nichts Gutes erwartete. Er ließ mich übrigens noch lange in Ungewißheit darüber.

„Du hast also einmal sehen wollen, wie es bei uns zugeht?“ hob er wieder an, sich von neuem Punsch einschenkend *).

Ich erzählte ihm in aller Kürze, was mich nach Nantes geführt habe, allein er hörte nicht darauf und trank in kleinen Schlucken, vor sich in das Glas starrend.

„Die Zeiten sind kritisch, Cincinnatus,“ fuhr er mit der Gravität eines Betrunkenen fort. „Die ächten Patrioten, wie wir, haben sich fürchterlich zu placken: wir arbeiten Tag und Nacht; aber es sind zu viele von den Räubern in den Gefängnissen, daß sie gar nicht alle abgeurtheilt werden können... Die Zeit reicht nicht hin.“

„Das glaube ich wohl,“ sagte ein Mann mit einem rothen Barte, der uns gegenüber saß, und mit finsterer Miene sein Glas leerte; „es braucht Zeit, um sie auszuziehen, es braucht Zeit, um sie zu erschießen, es braucht Zeit sie todtzuschlagen!... Wo soll die Zeit herkommen!...“

*) Diese ganze Unterhaltung ist streng historisch, so wie die übrige Erzählung. Dergleichen Dinge erfindet man nicht. Wir lassen jede Person das sagen, was sie wirklich gesagt hat, und wir könnten jede einzelne Thatsache mit Beweisen belegen, die alle in unserer Hand sind.

Pinard neigte sich zu mir.

„Das ist Ducou,“ flüsterte er mir ins Ohr, indem er mit einem gewissen zärtlichen Wohlgefallen auf den Trinker zeigte.

„Wenn es nur noch blos die Zeit wäre,“ hob ein Andrer an, „man würde mit der Arbeit schnell fertig zu werden suchen; aber dieser Unglückspräsident, Tronjolly, will ja allemal die erst anhören, die er verurtheilt; als ob es der Beweise bedürfte, um die Aristokraten unter das nationale Scheermesser zu bringen!... On leur fait mettre la tête à la fenêtre sur l'étiquette du sac.“

„Das ist Goullin,“ sagte Pinard leise zu mir; „das ist der beste von uns Allen.“

„Weißt Du, ob heute noch Räuber nach dem Schlosse von Aux gebracht werden?“ fragte Ducou.“

„Nach dem Schlosse von Aux*)!“ wiederholte ich ... „Ich komme daher, habe aber keine Gefangenen dort gesehen.“

Ein allgemeines Gelächter erschallte, als ich dies gesagt hatte.

„Köstlich!“ rief Pinard; „er hat den Calembourg nicht verstanden!... Das Schloß von Aux, Du närrischer Kerl, das ist die Loire, das Schloß von eau (Wasser), verstehst Du?...“

*) Ein Schloß in der Nähe von Nantes.

Ich machte eine Geberde des Schauders, was er für Unwillen zu nehmen schien.

„Nun, nimm's nicht übel, Cincinnatus," sagte er in besänftigendem Tone, „es ist ein Spaß, den man sich mit den Gefangenen macht, wenn sie aus dem Gefängnisse nach dem nationalen Bade abgeführt werden. Soll man sich denn nicht amüsiren? Anfänglich, wenn sie eingeschifft wurden, glaubten sie allemal, sie würden nach Spanien oder England transportirt; daher nennt auch Carrier diese Badeexecutionen „die verticalen Deportationen". Ich werde Dich einmal mit hinnehmen, da kannst Du es sehen, wie wir sie lassen aus der Pfaffenkasse trinken (faire boire à la tasse des calotius). Unterdessen laß uns eins trinken; Dein Glas! Nun, Lamberty, was machst Du denn da mit den Wischen, anstatt zu trinken? ...."

„Ich sehe nach, was ich heute Abend aufzugabeln habe."

„Es ist eine Liste von Verdächtigen?"

„Freilich! Weißt Du denn nicht, daß der Comité Alle die zu verhaften befohlen hat, welche den Lauf der revolutionären Justiz dadurch zu hemmen gesucht haben, daß sie für ihre Verwandten Fürbitte eingelegt haben*)?"

„Sind es viele?"

---

*) Verordnung vom 2. Nivôse, gezeichnet: Grandmaison.

„Ein Haufen Namen, die ich alle kenne...
Jeanne Papin, Pierre Fourant, die Bürgerin Benoist
von Rennes...“

Ich war aufgestanden, um fortzugehen, allein,
als ich den letzten jener Namen hörte, setzte ich mich
wieder.

„Das ist Wild, das Einem wieder entwischen
könnte,“ fuhr Lamberty fort, indem er seine Liste wie-
der zusammen brach; „ich muß auf der Stelle sie auf-
suchen.“

„Zum Teufel!“ rief Pinard; „wenn Du diese
nicht mehr findest, so nimmst Du Andere. Bleib
sitzen, alle Donnerwetter!... Du mußt des Cincinna-
tus Bekanntschaft machen...“

„Der Bürger schien selbst Lust zu haben, fortzu-
gehen,“ sagte Lamberty.

„Ich bleibe noch,“ antwortete ich.

„Siehst Du, wenn Du uns verlässest, so bist Du
kein ächter Sansculotte.“

Lamberty weigerte sich anfänglich noch einige Au-
genblicke, ließ sich aber endlich noch bereden. Ich sah
nun sogleich, daß es kein anderes Mittel gäbe, die Bür-
gerin Benoist zu retten, als sie zu warnen, während
ich die mit ihrer Verhaftung beauftragten Leute im
Wirthshause zurückzuhalten suchte; ich gab daher mei-
nen Entschluß, dazubleiben, zu erkennen, und machte
nur den neuen Einwurf, daß ich Jemanden in Ge-

schäftsangelegenheiten in den Gasthof bestellt hätte. Pinard selbst schlug mir vor, ein paar Zeilchen dorthin zu schicken, damit man nicht auf mich warte; ich nahm dieses Auskunftsmittel an und schrieb mit Bleistift auf der Tischecke folgendes Billetchen:

„Verbergen Sie sich unverzüglich an einem sichern Orte; man sucht Sie auf, um Sie zu verhaften. Unsere Freunde werden für die Losgebung Ihres Mannes bemüht sein; bedenken Sie aber, daß durch Ihre Verhaftung auch seine Befreiung erschwert werden würde. Es gälte dann zwei Köpfe zu retten statt eines!“

Ich unterzeichnete mich nicht; die Bürgerin Benoist kannte meine Handschrift. Nachdem ich das Briefchen zugesiegelt, suchte ich Jemanden, der es forttragen sollte; ich fand Niemanden, als ein kleines Bettelmädchen, welches vor der Thüre des Café's stand. Dieses übernahm es, und ich setzte mich wieder neben Pinard.

„Wie lange bist Du schon hier, Bürger?“ fragte mich Goullin.

„Erst seit einigen Stunden.“

„Da kannst Du noch nicht wissen, was vorgefallen ist... die ächten Mitglieder der Bergpartei sind jetzt überall die Herren, und wir gehen jetzt hier auf Leichnamen und hübschen Weibern*).“

---

*) Goullins eigne Worte.

„Wir müssen den Bürger als einen Ehrengast bei uns aufnehmen,“ sagte der kleine Mann mit dem rothen Barte... „Lamberty, Du mußt ihn mit in die Niederlage nehmen, damit er sich eine Räuberbande nach seinem Geschmacke aussuchen kann.“

„Zum wenigsten,“ fiel Goullin ein, „wenn der Bürger nicht wie Pinard ist, der sich den Titel „Feind der Weiber“ gegeben hat, und sie nur für gut hält, um getödtet zu werden.“

Pinard wollte darauf antworten, als die Thüre sich öffnete; sechs neue Sansculotten traten herein.

„Sieh da, Chaux und die Andern,“ sagte Lamberty.

„Endlich,“ rief Ducou, „das ist schön; ich dachte, Ihr wäret auf einer außerordentlichen Commission.“

„Der lumpige Comité hat uns so lange aufgehalten,“ erwiederte Chaux; „ich war wüthend vor Ungeduld, wenn ich daran dachte, daß Ihr hier beisammen wäret. Ich hätte den Kopf meines Vaters darum gegeben, wenn es aus gewesen wäre.“

„Nicht gerechnet,“ fiel eine riesenhafte Gestalt ein, die sich unter den Neuangekommenen befand, „daß sie haben acht Gefangene in die Niederlage abzuführen bekommen...“

„Nun?“

„Nun! wahrhaftig! das war zu weit. Ich habe ihnen gerathen, die Canaille auf der Stelle mit dem Säbel niederzuhauen, damit sie schneller fertig würden;

ich habe ihnen auch noch geholfen... Desto weniger habt Ihr nun zu thun, meine Römer.

„Ein Teufelskerl!“ rief Lamberty mit der Faust auf den Tisch schlagend; „immer weiß er sich auf so eine Art zu helfen.“

„Dazu habe ich noch eine militärische Auszeichnung dafür erhalten,“ setzte der Riese hinzu, seinen Hut abnehmend. „Seht!“

„Was ist denn das?“

„Siehst Du, Freund, das ist die ächte Patriotencocarde... ich habe das Ohr eines Räubers an meinen Hut befestigt.“

„Ich sehe es noch kommen,“ rief Chaux, „daß er, in seiner Eigenschaft als Aufseher der Lebensmittel, uns gepökeltes Vendéerfleisch zu essen geben wird.“

„Warum nicht?... Ein Freund von mir, ein Chirurg, hat ja dem Convente schon den Vorschlag gemacht, die Häute der Feinde gerben und Hosen für unsere Grenadiere daraus machen zu lassen... Aber giebt es denn hier nicht ein Plätzchen und ein Glas für mich?“

Man rückte zu und die Neuangekommenen setzten sich zu uns an den Tisch.

Mit Staunen und Entsetzen hatte ich bisher zugehört. Ich hätte aufstehen und davon laufen mögen, und doch hielt mich unwillkürlich eine gewisse Neugierde zurück. Ich kam mir wie in einer Höhle wilder Thiere

vor. Manchmal glaubte ich nur zu träumen. Die Rückkehr des Kindes, das ich in das Gasthaus geschickt hatte, riß mich wieder aus meiner Betäubung. Es hatte den Brief an Madame Benoist selbst abgegeben. Diese Nachricht beruhigte mich wieder, ich benutzte den Tumult, welcher durch die Neuangekommenen hervorgebracht worden war, und die immer ärger werdende Trunkenheit Pinards, und stahl mich fort, ohne daß es bemerkt wurde.

---

## X.

### Die Gefängnisse von Nantes.

Ich vermag das Gefühl nicht zu schildern, das ich empfand, als ich wieder allein war. Alles, was ich mit angehört hatte, summte mir noch in den Ohren; ich fühlte meine Beine nicht, ich wußte nicht, ob ich noch lebte; wie Einer, der aus einer Räuberhöhle entflohen ist, wußte ich von der Welt um mich her und von mir selbst Nichts mehr. Die ganze Nacht brachte ich im Fieber zu; gegen Morgen endlich wurde ich etwas ruhiger und schlief ein.

Ich wurde von der Wirthin geweckt, die mir einen Brief brachte. Madame Benoist dankte mir für die Warnung und benachrichtigte mich, daß sie in Sicherheit sei. Sie beschwor mich, Alles zu thun, um ihren Mann zu retten, und nannte mir die Personen, mit denen sie schon gesprochen habe, und auf deren Beistand sie rechne.

Dieser Brief belebte meine Kräfte wieder, indem er mir eine Pflicht auferlegte. Ich beschloß, Alles aufzubieten, um das Vertrauen zu verdienen, das mir zu Theil geworden, welchen Gefahren ich auch dabei entgegen gehen sollte.

Da ich jedoch nicht wußte, welche Mittel ich zunächst ergreifen sollte, so ging ich zu Dufour, den ich diesmal zu Hause traf. Zu ihm hatte ich volles Vertrauen; ich erzählte ihm, was vorgefallen war und bat ihn um seinen Rath.

„Wie soll man einen Rath geben können,“ antwortete er mir, „in einer Zeit, wo alle Voraussichten der Klugheit und der Vernunft trügen, wo das uns rettet, was uns ins Verderben stürzen sollte, und ins Verderben stürzt, was uns retten sollte... Sollte der Bürger Benoist nicht vielleicht selbst wissen, wie er den Schlag, der ihn bedroht, von sich abwenden könnte? Man muß sehen, zu ihm zu kommen und ihn zu fragen.“

„Aber wie?“

„Ich kenne den Kerkermeister Lagueze; vielleicht läßt er uns zu dem Gefangenen.“

„Dann wollen wir doch sogleich hingehen.“

„Ja, das wollen wir.“

„Wir gingen zusammen nach dem Bouffai. Als wir ankamen, saß auf dem Platze vor dem Gebäude eine Menge Leute, welche aßen, arbeiteten oder ruhig

zusammen schwatzten. Es waren daselbst Reihen von Bänken, wie in unsern Kirchen, aufgestellt, theils mit festen Plätzen, worauf die Namen der Inhaber geschrieben waren, theils mit solchen, die gemiethet werden konnten. In der Mitte erhob sich auf einer ungeheuern, mit einem röthlichen, getheerten Leinwandtuche bedeckten Kufe das Schaffot. Dies war, wie mir meine Begleiter sagten, eine Vervollkommnung, welche dem Verlangen der Umwohnenden zu verdanken gewesen, in deren Läden früher das Blut stromweise gelaufen war.

„Du siehst,“ sagte er zu mir, „dies ist die Art, wie man öffentlich zusammenkommt und sich unterhält; man hält Familiencirkel um die Guillotine herum.... Die Frauen bringen ihre Arbeit mit, wie zu einem Besuche im Nachbarhause, die Männer führen hierher ihre Kinder spazieren. Nicht seine Rache sucht man hier zu stillen, sondern sich aufzuregen, wie bei einem Schauspiel; es ist der Circus, wo das souveräne Volk seine christlichen Mitbrüder sterben sieht. Hier kannst Du hören, wie die beklatscht werden, welche stolz die Stufen hinaufsteigen, und die ausgepfiffen werden, welche zittern. Einige Wenige abgerechnet, ist Niemand dabei von wirklichem Haß und Zorn erfüllt; nicht als Feinde kommen sie hierher, sondern als Kenner, die ein Urtheil abgeben, oder als Schaulustige, die sich amüsiren wollen.

So waren wir in dem Gefängniß angelangt; man

willigte ohne große Schwierigkeit ein, uns in den Kerker des Bürgers Benoist zu führen.

Durch einen langen Gang gingen wir hinter dem Kerkermeister her. Von beiden Seiten hörte man Stimmengemurmel und dumpfes Seufzen; endlich öffnete uns Lagueze eine Thüre und sagte: „Hier ist er."

Ich wollte eintreten, allein eine stinkende Dunstwolke, die mir entgegenquoll, nahm meinen Kopf so ein, daß ich mich einer Ohnmacht nahe fühlte, und mich an der Mauer festhalten mußte. Dufour nahm mich beim Arm und schlug mir vor, mit mir wieder hinabzugehen, ich schlug es aus und schritt wankend weiter. Alles drehte sich, wie in einem Traume, um mich herum; undeutlich erkannte ich Männer, Weiber und Kinder auf Strohlagern am Boden umherliegen; sie schienen mir sämmtlich bewegungslos zu sein... Als ich jedoch bis an das Ende des Saales vorgeschritten war, sah ich einige, die sich bewegten. Durch ein halb vermauertes Fenster drang etwas reinere Luft herein, und ich fühlte mich wieder etwas erfrischt.

In diesem Augenblick wurde ich Benoist gewahr, und stürzte auf ihn zu.

„Kommen Sie meinetwegen?" fragte er uns.

Ich antwortete ihm bejahend, und er erkundigte sich nach seiner Frau; ich erzählte ihm, was vorgefallen war. Als er hörte, daß sie nahe daran gewesen, verhaftet zu werden, stieß er einen Schrei aus.

„Laß sie abreisen,“ sagte er zu mir; „um des Himmelswillen, laß sie Nantes verlassen. Man könnte sie entdecken, und Du weißt nicht, was die Kerker Carriers sind... Sieh,“ setzte er hinzu, indem er auf die lange Reihe regungsloser Körper zeigte, die ich schon bemerkt hatte, „nur Viere noch sind am Leben. Alle, welche dort auf der Streu liegen, sind todt!... Und die, welche heute Abend oder morgen hereingebracht werden, müssen sich auf diese Leichen legen, und werden in einigen Tagen wieder als Lager für Neuangekommene dienen. So werden Leichname auf Leichname gehäuft, bis der Kerkermeister nicht mehr die Thüre öffnen kann, ohne augenblicklich vom Tode ergriffen zu werden. Die, welche früher die Leichname herausschafften, weigern sich jetzt es ferner zu thun, da sie wissen, daß sie bei der Berührung derselben von der Krankheit angesteckt werden, woran sie gestorben sind. Kürzlich jedoch haben sich vierzig Gefangene gegen ihre Freilassung diesem gefährlichen Dienste unterzogen; dreißig davon sind gestorben, und da einmal die Gefängnisse aufgeräumt wurden, so hat man die noch übrigen zehn guillotinirt*). Es ist Ihnen nicht unbekannt, was man von unserem Uebermuthe im Comité gesagt hat. Nach dem Glauben der Gesellschaft Marat's schwimmen wir in Reichthümern, treten mit Füßen auf die Lebensmittel, die uns

*) Aussage des Zeugen Thomas im Prozeß Carriers.

geliefert werden, indessen die ächten Patrioten Hungers sterben. Wissen Sie aber, worin unsere Nahrung besteht?... In einem halben Pfunde mit Stroh untermengten Brodes und in einem halben Pfunde Reis, den uns Niemand kochen will... Und in den letzten zwei Tagen ist uns gar Nichts ausgetheilt worden. Wir müssen das Wasser bezahlen, das wir zu unserm Bedarfe brauchen; mit meinen eignen Augen habe ich Kinder vor Durst und Hunger sterben sehen."

„Giebt es denn gar kein Rettungsmittel?" fragte ich.

„Keins. Die Frauen, welche hübsch sind, glauben dem Tode dadurch zu entgehen, daß sie sich Carrier preisgeben; aber auch dieses hilft nicht immer. Die Gefängnisse von Nantes sind jetzt eine Art Bazar geworden, wo einige alte Weiber sich das Recht erkauft haben, für ihren schimpflichen Erwerbszweig zu recrutiren. Sie machen dabei ohne große Mühe gute Geschäfte, denn Furcht zwingt noch leichter als Gold. So verkaufen sie gegen Entehrung den jungen Mädchen ihr Leben, und noch dazu zum größern Theile nur für einige Zeit. Wenn ihre Schönheit verwelkt ist, liefern sie sie wieder dem Henker aus..."

„Doch wozu Ihnen alle diese Verbrechen enthüllen?" fuhr Benoist fort, als er unser Entsetzen sah; „wenn die Menschen sich selbst verlassen, verdienen sie es, den Mördern in die Hände zu fallen; jeder Einzelne

muß für die Feigheit Aller büßen. Ich meines Theils erwarte ruhig den Todesstreich.“

„Ich hoffe, daß wir Dich noch retten werden,“ antwortete ich. „Der Zufall hat mich hier mit einem Manne zusammen geführt, der auf einem vertrauten Fuße mit den Henkern lebt und dessen Vermittlung Dir von Nutzen sein kann.“

Ich erzählte ihm nun mein Zusammentteffen mit Pinard, und welchen Dienst dieser sich erboten habe mir zu leisten: er schüttelte mit dem Kopfe und Dufour gab gleichfalls sein Bedenken zu erkennen.

„Um die Befreiung Deines Freundes bitten, hieße nur die Henker an ihn erinnern,“ sagte er zu mir.

„Aber wenn ich nicht darum bitte, so kommt sein Name vielleicht schon auf die nächste Liste; heute oder morgen kann er schon zum Richtplatz abberufen werden...“

„Er muß auf diesen Aufruf nicht antworten.“

Verwundert blickte ich Dufour an.

„Wissen sie denn, wen sie tödten?“ fuhr er achselzuckend fort; „unsere Gefängnisse sind wie Viehpferche, von denen man wegnimmt, wie es der Zufall will. Wenn ein Gefangener sich nicht vorfindet, wenn er aufgerufen wird, so geht man weiter (denn sie haben Eile, weil sie sich nach den Stunden der Fluth richten müssen), und morgen haben sie ihn wieder vergessen. Ein solches Rettungsmittel erscheint Dir sonderbar,

vielleicht gar unmöglich; aber in jetziger Zeit ist nur das Sonderbare wahrscheinlich und das Wahrscheinliche unmöglich. Nicht das gute Recht, nicht Aufopferung, nicht Muth vermag jetzt einen Menschen zu retten, sondern wenn zufällig ein Name falsch geschrieben ist, oder der Wind eine Liste fortgeweht hat: von wichtigeren Umständen hängt unser Leben oder unser Tod nicht ab.

Benoist bestätigte die Wahrheit dieser Bemerkung, indem er uns einen seiner Leidensgefährten nannte, der auf eben solche Art dem Tode entgangen sei; ich forderte ihn daher auf, Alles zu versuchen, um sich den Nachsuchungen zu entziehen, wenn er aufgerufen werde, während ich meinerseits Alles thun wolle, um seine Loslassung zu erwirken.

Lagueze meldete uns nun, daß es Zeit sei, uns wieder zu entfernen; ich umarmte Benoist, und wir gingen wieder.

## XI.

### Ein Souper bei Carrier.

Ich hatte eben den Bürger Dufour wieder verlassen, als ich Pinard und Goullin begegnete; sie gingen zum Repräsentanten zu Tische und schlugen mir vor, mich mit hinzunehmen. Ich schlug es aus, allein sie drangen in mich; ich überlegte mir, daß der Zufall mir bei diesem Besuche die Gelegenheit verschaffen könnte, Benoist nützlich zu werden und ich bedachte mich.

„Komm," sagte Goullin, „wenn Du von uns vorgestellt wirst, kannst Du einer guten Aufnahme gewiß sein; dort kannst Du auch die Bürgerin Caron sehen."

„Carriers Maitresse?"

„Ja, eine wahre Sirene, die Dich auf dem Kopfe tanzen läßt."

Ich nahm die Einladung an.

Carrier wohnte damals am äußersten Ende der Richebourg. Sein Haus war sorgfältig bewacht, und

wir mußten uns erst recognosciren lassen, ehe die Wache uns einließ. Wir trafen den Repräsentanten auf der Treppenflur vor einem Mädchen, welches weinend ihn anflehte.

„Du liebst die Aristokraten," sagte er zu dem Mädchen, „und ich liebe die hübschen Mädchen; ich habe Dir gesagt, unter welcher Bedingung Dein Bruder aus dem Gefängniß gelassen wird — Gefälligkeit gegen Gefälligkeit!"

Bei diesen Worten wollte er ihre Hand erfassen; das Mädchen trat zurück.

„Ich will nicht aus einem Unglück zwei machen," sagte sie in edler Verzweiflung.

„So geh' zum Teufel!" rief Carrier in roher Wuth, „ich liebe auch die Blonden gar nicht."

In diesem Moment kamen wir die Treppe herauf.

„Da," rief Goullin, „die kleine Brevet; „bittet sie schon wieder um die Erlaubniß, ihrem Bruder Brod bringen zu dürfen?"

„Ach, gewähren Sie mir wenigstens dies," sagte sie, sich noch einmal umkehrend und mit gefalteten Händen gegen Carrier gewendet.

„S'ist wahr," sagte Goullin, „erlaube ihr doch das; es ist billig, daß er heute ißt, gestern hat er getrunken..."

Das Mädchen stieß einen Schrei aus und sah sich um; Goullin und Pinard lachten laut auf.

„Ist es wahr?" stammelte sie bestürzt... „Michel! ... Ihr habt ihn ertränkt?..."

„Nachdem ich Dir seine Begnadigung angeboten, einfältige Dirne,“ sagte Carrier mit den Achseln zuckend.

Sie schrie laut auf und streckte die Arme aus, um einen Stützpunkt zu suchen. Ich wollte Ihr zu Hülfe kommen, aber Carrier hielt mich zurück.

„Werft die Zierpuppe zur Thüre hinaus,“ sagte er, „und die Wache soll Jedem das Bajonnet durch den Leib stoßen, der kommt, um Etwas von mir zu erbitten; für heute ist bei mir geschlossen.“

Mit diesen Worten führte er uns in den Salon, wo ich die Meisten von denen fand, die ich im café du vrai sansculotte gesehen hatte. Ich wurde nun Carrier vorgestellt.

„Ist das ein Patriot?“ fragte er, mich mit seinen wilden Augen fixirend; „Du weißt, wir brauchen hier, wie Goullin sagt, Republikaner, die ein Glas Blut trinken können.“

Pinard sagte für meine Grundsätze gut.

„Nun, so sei er einer der Unsrigen,“ sagte Carrier.

Darauf ging er mit meinen beiden Begleitern auf die Seite und hatte eine vertrauliche Unterredung mit ihnen. Ich benutzte diesen Augenblick, um ihn mir genau zu betrachten. Er war ein Mann von ungefähr fünfunddreißig Jahren, von hoher, aber unbeholfener Gestalt. Sein schwarzes, dicht an den Schläfen anliegendes Haar schnitt sich scharf von einem olivenfarbigen Gesichte ab, seine Stirn war niedrig, seine Augen rund

und unruhig, seine Nase gebogen, die Lippen kaum sicht=bar. Obgleich sein Aeußeres den Anschein der Stärke hatte, so lag doch in seinem ganzen Wesen eine gewisse feige Aengstlichkeit, die selbst durch die Brutalität seiner Manieren durchblickte. Von welcher Seite man ihn auch sah, immer schien er Einem sein Profil zu zei=gen; es lag noch Etwas von dem ehemaligen Juristen in dem jetzigen Henker.

Es wurde gemeldet, daß die Tafel servirt sei, und wir begaben uns in das anstoßende Zimmer; mehrere Frauen befanden sich schon darin. Pinard zeigte mir die beiden Favoritinnen des Repräsentanten, Madame Le Normand und Angélique Caron.

Diese Letztere fiel mir auf. Ich hatte wenig so schöne Frauen gesehen, noch keine aber, die mir zugleich so reizend vorgekommen wäre. In ihrem Blicke lag eine lüsterne, aber dabei geistige Wollüstigkeit, in ihren Bewegungen eine eigenthümlich harmonische und so zu sagen rythmische Geschmeidigkeit. Indem sie ihre Pflicht außer Acht gesetzt, hatte sie doch wenigstens ihre Grazie sich bewahrt; man sah, daß sie noch Achtung vor ihrer Schönheit, dieser am längsten währenden Religion der Frauen, hatte. Zwischen ihr und den sie umgebenden Personen war noch eine Kluft, wie zwischen einem ge=fallenen Engel und einem Caliban. Wenn man sie so mitten unter diesen rohen Menschengesichtern sah, mit der ihr angeborenen Vornehmheit, die selbst das Laster

nicht zu entstellen vermocht hatte, so glaubte man eine Marquise aus der Zeit der Regentschaft zu sehen, die in einem launischen Einfalle mit Henkersknechten soupirte.

Ich weiß nicht, ob sie das bewundernde Erstaunen bemerkt hatte, womit mich ihre Gegenwart erfüllte, oder ob sie in mir einen weniger rohen Charakter vermuthete, sie hatte sich aber neben mich an einen Tisch gesetzt und ihr zuvorkommendes Benehmen führte bald zu einer gewissen Vertraulichkeit zwischen uns.

Die Unterhaltung der Angélique Caron war von Lebendigkeit, Originalität und Beweglichkeit. Sie gehörte zu den flüssigen Geistern, die, wie das Wasser, überall hindringen, aber auch, wie dieses, ohne Form und Festigkeit sind, eine Art Charaktere, die um so gefährlicher sind, als sie ohne innere Kämpfe sich in das Verderben stürzen, und die man verurtheilt, ohne sie hassen zu können.

Unsere mit halblauter Stimme mitten unter den wüthenden Declamationen, dem Schreien und Fluchen der übrigen Gäste fortgeführte Unterhaltung mußte nach und nach unvermerkt einen vertraulichen Charakter annehmen. Die Seltsamkeit unserer Lage, das Ungewöhnliche eines friedlichen Geplauders zu einer solchen Zeit, der elegante Ton, der damals suspendirt, wenn auch noch nicht vergessen war, gaben dieser Unterhaltung noch außerdem einen Reiz, von dem wir uns Beide hingerissen fühlten.

Das schimpfliche Leben, welches Angélique Caron führte, hatte noch nicht alles Gefühl in ihr erstickt und sie verstand und würdigte noch das, was sie selbst nicht mehr fähig war auszuüben.

Uebrigens sind es nur seltene Fälle, wo dies nicht bei gefallenen Frauen der Fall wäre. Bei ihnen liegt fast immer die Schuld ihres Verderbens mehr an der Leidenschaft und an den Zufälligkeiten, als dies bei den Männern der Fall ist; das Böse dringt unmittelbar durch ihr Herz ein, ohne sich erst durch den Verstand durchgesickert zu haben. Eben weil der Abgrund, in welchen sie sich stürzen, ein viel tieferer ist, reflectiren sie gar nicht darüber; mit einem Sprung und mit verschlossenen Augen ist es bei ihnen geschehen. Die Männer dagegen denken vorher über das Böse nach und steigen so zu sagen auf einer philosophischen Leiter in den Schlund des Lasters hinab. Sind sie einmal unten angelangt, dann ist freilich für Beide die Rückkehr gleich unmöglich —, allein der Mann ist Stufe für Stufe allmählich hinabgestiegen und denkt kaum mehr an die Höhe, von der er untergangen ist, während das Weib, die sich mit Einem Male hinabgestürzt hat, noch manchmal den Blick hinaufrichtet, von wo sie herabgefallen ist. Dies ist nicht Reue, sondern eine Rückerinnerung; sie will nicht wieder besser werden, sondern sie denkt nur gern daran, daß sie es einst gewesen ist, so wie man

im reiferen Alter noch gern, trotz aller Enttäuschung, an die unschuldigen Träume der Kindheit zurückdenkt.

Etwas Aehnliches mochte wohl auch in Angélique Carons Herzen vorgehen, denn sie sprach mit aufrichtiger Rührung von ihrer Kindheit, ihren früheren Neigungen und Träumen.

Zufällig erwähnte sie dabei des Klosters, in welchem sie ihre ersten Jugendjahre zugebracht hatte; es war dasselbe, wo auch Madame Benoist erzogen worden war. Ich nannte ihr Rose Boivin; sie erinnerte sich derselben noch. Ich wollte eben von dieser unerwarteten Entdeckung Nutzen zu ziehen suchen, als man vom Tische aufstand.

Glücklicherweise fuhren die vom Mahl erhitzten Freunde Carriers in ihren Discussionen fort, ohne auf uns Achtung zu geben; ich ließ sie an mir vorüber in den Saal gehen und trat dann an ein Fenster. Angélique kam zu mir.

„Diese Verhandlungen sind für Sie ermüdend,“ sagte sie zu mir, mich auf einmal nicht mehr Du nennend.

„Nicht immer weiche ich ihnen aus,“ antwortete ich; „aber hier ist Vorsicht nöthig.“

„Wir leben wie in einem Schmelzofen,“ entgegnete Angélique; „die Energie wird zum Wahnsinn, der Unwille zur Wuth. In dem fernen Winkel Ihrer Bretagne erfahren Sie es gar nicht, wie weit die Feinde der

Republik in ihrer ehrlosen Feigheit und Grausamkeit gegangen sind; Sie können sie nicht so hassen, wie wir.“

„Ich hasse die Feiglinge und die Grausamen, aber es werden so viele Unschuldige mit den Schuldigen in eine Classe geworfen.“

„Diejenigen, in deren Händen die Gewalt ist, haben schreckliche Pflichten zu erfüllen.“

„Sollten sie denn nie von ihrer Strenge nachlassen können?“

„Sie ist nöthig.“

„Eine Stimme giebt es aber doch hier, deren Fürbitte immer erhört wird, wie man versichert hat, und die gern für Andere bittet.“

Angélique sah mich an und sagte:

„Wen wollen Sie retten?“

„Einen aufrichtigen Patrioten.“

„Unsere Freunde sind das immer,“ entgegnete sie lächelnd.

„Den Mann einer Ihrer Jugendfreundinnen,“ setzte ich hinzu, „die Sie mir so eben genannt haben.“

„Von Rose Boivin?“

„Derselben.“

„Wie heißt er? ...“

„Der Bürger Benoist.“

„Morgen will ich mit Carrier darüber sprechen,“ sagte sie lebhaft.

„Morgen ist es vielleicht schon zu spät.“

Sie dachte bei sich nach.

„Was kann ich thun?“ hob sie nach einigem Stillschweigen wieder an; „jetzt sind sie Alle hier, meine Bitte würde mir auf jeden Fall abgeschlagen werden... auch wenn ich einen günstigen Augenblick abpassen wollte...“

Ich wollte noch dringender bitten, als Carrier sie zu sich rufen ließ.

„Ich will sehen, was ich thun kann,“ sagte sie, indem sie mich verließ...

Ich befürchtete, daß meine Abwesenheit bemerkt werden könnte, und ging wieder zu den Eingeladenen.

Ihre Zahl hatte sich bedeutend vermehrt. Mehrere Generäle waren da, mit wollenen Epauletten, wie sie damals eingeführt waren, Departementsmitglieder in Pantoffeln, Richter vom Revolutionstribunale ohne Weste und Halstuch. Die Meisten rauchten, spielten oder tranken. Einige liefen halbnackten Frauen nach, die lachend ihnen entwischten; man hörte Nichts, als Fluchen, Gläsergeklirr, unzüchtige Gesänge und Geräusch von Küssen; es war wie in einem Amsterdamer Musico.

Mitten unter diesem Lärm saß einsam in einem Winkel eine häßliche und finstere Frau, welche strickte. Ich fragte nach ihrem Namen.

„Das ist die Frau des Repräsentanten,“ antwortete mir Pinard; „ein wahrer Igel von einer Frau. Wenn ich Carrier wäre, ich hätte sie mir längst vom Halse geschafft; es ist ihm aber, wie er sagt, als hätte

er einen strickenden Truthahn bei sich; er giebt ihr das Gnadenbrod und bekümmert sich nicht weiter um sie. Aber wo ist denn Carrier hin? Bei der Bürgerin Caron gewiß, ich wette!... Wie ich gesagt habe, da kommen sie Beide..."

Wirklich trat der Repräsentant herein, Angélique um den Leib fassend, welche, mit einer bloßen Tunica bekleidet, sich in seinem Arme halb zurückbeugte und ihn zum Kusse aufzufordern schien.

Bei diesem Anblicke fühlte ich plötzlich einen unwiderstehlichen Widerwillen gegen sie. War sie es denn wirklich?... Dasselbe Weib, das ich noch kurz vorher so schön, so vornehm gefunden hatte, und die mich einen Augenblick an der Wahrheit dessen, was man ihr Schuld gab, zweifeln gemacht, war noch weniger als eine Buhlerin, war das wirkliche Weib dieses häßlichen und feigherzigen Tigers, der stets nur unbewaffnete Menschen zerrissen hat.

Sogar ihre Schönheit schien sie mir jetzt verloren zu haben. Als ich sah, daß sie in meine Nähe kam, trat ich auf die Seite, um ihr nicht zu begegnen; sie wurde mich aber gewahr und erröthete ein wenig; sie ließ den Arm ihres Geliebten, welcher mit Lamberty sprach, los, ging an mir vorüber, ohne mich anzusehen, blieb dann stehen, indem sie auf Carrier Achtung zu geben schien, und schob mir ein Papier in die Hand.

„Nehmen Sie das,“ flüsterte sie mir zu … „aber er muß auf der Stelle Nantes verlassen … Es ist eine erschlichene Unterschrift.“

Und ohne meine Antwort abzuwarten, verschwand sie unter der Menge.

## XII.

### Die Noyaden.

Als ich wieder in mein Gasthaus zurückgekehrt war, sagte man mir, daß Jemand in meinem Zimmer auf mich warte; ich stieg hinauf, es war Madame Benoist.

„Welche Unvorsichtigkeit!“ rief ich ihr entgegen.

„Mein Mann ist verloren,“ sagte sie.

„Er ist gerettet!“

„Wie so?“

„Ich habe seine Begnadigung, von Carrier unterzeichnet.“

„Ist es möglich?“

„Hier ist sie.“

„Aber sein Name steht ja auf der Liste derer, die noch heute Abend sterben sollen.“

„Wer hat Ihnen das gesagt?“

„Philippe Tronjolly.“

„Eilen wir sogleich nach dem Gefängnisse.“

„Ich gehe mit Ihnen“

„Wo denken Sie hin? Wenn Sie erkannt würden . . .“

„Ich will, ich will,“ rief sie, „kommen Sie.“

Unten an der Treppe des Boussai trafen wir bewaffnete Mannschaft, die uns den Weg versperrte.

„Was giebt es?“ fragte ich.

„Es sollen Gefangene zum Bade abgeführt werden,“ antwortete ein Sergeant.

Madame Benoist stieß einen Schrei aus.

„Fürchten Sie Nichts,“ flüsterte ich ihr mit schlecht verstellter Ruhe zu, „er ist gewarnt und wird sich verborgen zu halten gesucht haben.“

Aber sie hörte nicht auf mich.

„Er kann nicht hingerichtet werden, ich habe seine Begnadigung,“ schrie sie, „laßt mich vorbei!“

„Zurück!“ sagte der Sergeant.

„Ich will mit ihnen sprechen.“

„Zum Teufel!“

„Ich beschwöre Sie.“

„Es darf Niemand vorbei.“

„Ich will aber,“ rief sie.“

Dabei suchte sie sich mit Gewalt durch die Reihen der Soldaten zu drängen. Ich hielt sie zurück.

„Warten Sie,“ sagte ich zu ihr, „ehe Sie mit den Leuten sprechen, müssen wir uns erst überzeugen,

ob er mit unter denen ist, welche abgeführt werden; aber Widerstand ist hier gefährlich und kann auch zu Nichts helfen.“

In diesem Augenblicke kamen die Gefangenen durch eine Haie von Soldaten die große Treppe herab; sie waren halbnackt und allemal eine Frau und ein Mann zusammengebunden. Hier sah man Mädchen, bei denen das Schamgefühl auch hier sich nicht verläugnete und die die Augen niederschlugen; Greise, die bei jedem Schritte wankten; Kinder, die den Henkern kaum bis an die Knie reichten und weinten. Alle stiegen langsam, unter dumpfen Seufzern oder abgebrochenen Gebeten, die große Treppe herab. Ein Leichengeruch, derselbe, den ich schon im Gefängniß gerochen hatte, ging vor ihnen her. Fackeln, die sich mitten unter den Piken und Bajonnetten hin und her bewegten, beleuchteten weithin dieses unerhörte Schauspiel.

Jetzt kamen die Vordersten an uns vorüber. Ich hielt Madame Benoist bei der Hand; bestürzt verschlang sie die Vorübergehenden mit ihren Blicken; plötzlich fuhr sie zusammen, ich beugte mich vor...

„Er war es nicht,“ sagte sie.

Die Gefangenen zogen noch immer vorüber.

Es waren Frauen darunter, die ihre Säuglinge emporhielten und riefen: „Eine Mutter, eine Mutter für mein armes Kind!“

Zuweilen wurden dann zwei Arme durch die Ba-

jonnette hindurch vorgestreckt, die Mutter warf ihr Kind denselben zu und ging dann weiter, ohne selbst zu wissen, wem sie es anvertraut hatte.

Ich weiß nicht, wie lange dieses Schauspiel gedauert hatte... Als der Letzte vorüber war, gab Madame Benoist laut ihre Freude zu erkennen.

„Er ist nicht dabei,“ sagte sie, „kommen Sie.“

„Doch wir wollen erst diese Leute noch vorüber lassen.“

Robin *) und seine Gefährten kamen noch herunter, beladen mit Körben voll kostbarer Gegenstände, die sie den Unglücklichen, welche zum Tode abgeführt worden waren, abgenommen hatten. Wir stellten uns in den Schatten, damit sie uns nicht sehen konnten. Die Bewaffneten hatten ihre Richtung nach der Loire genommen und in der Mitte des Stromes glänzte der Widerschein der Fackeln; bald darauf hörte man Schläge mit dem Beile... ein fürchterlicher Schrei erscholl hierauf und ließ alsbald wieder nach... Die Fackeln waren verschwunden...

Die Treppe war nun frei und eiligst stiegen wir hinauf. Ich zeigte dem Kerkermeister mein Papier vor.

„Der Bürger Benoist,“ sagte er, „der ist wahrscheinlich todt; eben ist er aufgerufen, aber nicht gefunden worden.“

---

*) Einer der Chefs der Noyeurs.

Madame Benoist sah mich an und ich sie.

„Führen Sie mich zu ihm," sagte sie zu dem Kerkermeister, „ich will ihn suchen."

Ich ließ sie allein mit Lagueze hinaufgehen; bald darauf kam sie wieder mit Benoist. Wir stürzten einander in die Arme.

Eine Stunde darnach hatten Beide Nantes verlassen und ich traf die Vorbereitungen zu meiner Abreise.

## XIII.

### Abreise von Nantes. — Ankunft in Guingamp. — Brest im Jahre 1794.

Den Tag darauf reiste ich von Nantes ab und kam ohne weiteren Vorfall nach Guingamp.

Hier fand ich aber eine Menge Anliegen und Vorschläge vor, die mich zu abermaligen Abwesenheiten nöthigten. Mitten unter dem Drängen und Treiben der revolutionairen Bewegung wäre es unmöglich gewesen, Handelsgeschäfte brieflich abzumachen. In wenigen Tagen, in wenigen Stunden konnte eine gänzliche Umkehrung aller Verhältnisse eintreten; an dem Tage, wo man die Antwort eines Correspondenten erwartete, erfuhr man vielleicht seine Einkerkerung oder Hinrichtung. Nach einer Woche Rast mußte ich also auf's Neue nach Brest reisen.

Fünf Jahre waren seit meiner ersten Reise nach dieser Stadt verflossen; diese fünf Jahre konnten hingereicht haben, alle gesellschaftlichen Verhältnisse daselbst

umzukehren, wie einen umgebrochenen Acker. Mit einem traurigen Vorgefühle der Veränderungen, die ich dort vorfinden würde, reiste ich ab.

Als ich nach Morlaix kam, wurde mein Pferd lahm, und da ich mich deshalb nicht aufhalten wollte, so mußte ich meine Reise auf einer Art bedeckten Bankwagen, welcher regelmäßig zwischen Morlaix und Brest ging, fortsetzen.

Zu damaliger Zeit gab es nicht viel Reisende. Jeder blieb lieber bei sich zu Hause und vermied Alles, was lärmendes Aufsehen machen konnte; denn wer in Sicherheit leben wollte, durfte gar nicht hören lassen, daß er lebe. Bei der Abfahrt war ich ganz allein im Wagen.

Im Anfange ging die Reise ganz ruhig fort. Der Postillon, der sich in seiner Carmagnole und mit seiner rothen Mütze sogleich als einen vortrefflichen Bürger zu erkennen gab, sang die Marseillaise und peitschte seine Mähren „Pitt" und „Cobourg," dazwischen auf die Gleise fluchend und die Wege Aristokraten schimpfend, die auch wirklich durch die Artillerie in einen gräulichen Zustand versetzt worden waren; nach Verlauf einer Stunde jedoch schien er das Singen und Fluchen satt zu haben; er drehte sich auf seinem Sitze um und ließ sich mit mir in ein Gespräch ein.

„Ist es schon lange, daß Du nicht nach Brest gekommen bist, Bürger?" fragte er.

„Fünf Jahre.“

„Fünf Jahre! Ach so, das war also noch zur Zeit des Regime. Da wirst Du gefunden haben, daß sich das Blättchen unterdessen gewandt hat. Ja, die Cidevants sind nicht mehr stark dort. Achthundert von ihnen sind auf dem Schlosse.“

„Sind die Hinrichtungen sehr häufig?“

„Nein, das kann man gerade nicht sagen. Prieur de la Marne ist ein guter Sansculotte, aber etwas faul; er hat keinen rechten Hunger nach Aristokraten. Aber Laignelot, das ist ein Kerl, den lasse ich mir gefallen!“

— „Brod und Eisen,“ — sagt er immer, — „das ist Alles, was ein ächter Republikaner braucht.“

„Ich war gerade im Club, als er zum ersten Male da war. Da zog er seinen Säbel aus der Scheide, legte ihn vor sich auf den Tisch wie eine Feder und sagte: „Bürger, ich komme von Rochefort, dort habe ich den Aristokraten, den Aufkäufern und Gemäßigten eine Lection gegeben; ich bringe den Barbier der Republik mit und hoffe, er wird das Vergnügen haben, hier sein nationales Scheermesser ein wenig spielen lassen zu können...“ Er hat auch schon den öffentlichen Rächer dem Club vorgestellt.“

„Den Henker?“

„Warum nicht? Alle Welt hat dem Bürger den Bruderkuß gegeben, und zum Beweise, daß man solide

Grundsätze habe, ist er auch sogleich zum Präsidenten des Clubs ernannt worden.“

„Und die Hinrichtungen haben schon begonnen?“

„Ein Bischen; es hat nicht lange gedauert, weil Laignelot abgereist und Jean-Bon-Saint-André mit dem Geschwader fortgesegelt ist. Hoffentlich werden sie nach ihrer Rückkunft die Sache wieder vornehmen. Es thut wahrlich noth, denn die Geschäfte gehen sehr schlecht. Es giebt keinen Reisenden mehr, und doch wollen Pferde und Kinder ihr Futter haben.“

„Du hast also Kinder?“ fragte ich den Kutscher, um dem Gespräche eine andere Wendung zu geben.

„Das wollte ich meinen! Blos die Aristokraten haben keine Kinder. Sechs habe ich. Der älteste ist erst zwölf Jahre alt; ist aber schon ein vollkommener Patriot. Er ist zum Mitglied der societé régénérée erwählt worden.“

„Nehmen denn auch Kinder an Euern Clubs Theil?“ fragte ich verwundert.

Der Kutscher blinzelte mit den Augen und lächelte mit einer geheimnißvollen stolzen Miene.

„Eigentlich nicht; die Sache verhält sich so. Der Junge versteht gut zu schreiben; sein Lehrer hatte die Aufgabe gestellt:

— „Die Welt wird nicht eher glücklich werden, als bis man den letzten König mit den Gedärmen des letzten Priesters aufgehängt hat;“ —

„Darauf hat er die zehn Ersten seiner Classe mit ihren Ausarbeitungen zu Laignelot geschickt, und dieser ist so zufrieden mit der Erziehung dieser Kinder gewesen, daß er sie in den Club als Mitglieder hat aufnehmen lassen. Diese zehn Jungens haben nun ihre eigene Bank daselbst, wo sie mit den Alten die Marseillaise singen und das „Gouvernement arrangiren.“

In diesem Augenblick kamen wir an das Gasthaus eines Dorfes; plötzlich brach der Postillon sein Gespräch ab und hielt die Pferde an.

„Halt! hier habe ich einen Passagier aufzunehmen,“ sagte er.

Er stieg vom Wagen und ging in das Gasthaus.

Es kam mir äußerst ungelegen, daß ich einen Reisegefährten bekommen sollte. Ich habe von jeher eine entschiedene Abneigung gegen dergleichen improvisirte Postkutschengemeinschaft gehabt, die uns zwingt, einen ganzen Tag lang mit einem Unbekannten zusammen zu leben; die damaligen Zeitumstände vermehrten noch diese natürliche Abneigung. Der bloße Anblick eines Fremden flößte damals schon Besorgnisse ein, in einer Zeit, wo alles Mögliche zum Vorwand einer Denunciation diente, wo ein Wort Einem den Tod bringen, wo selbst das Stillschweigen verdächtig werden konnte. Bei jeder Bewegung, jedem Blicke, jeder Miene mußte man sich vorsehen; bei jedem Ge-

danken auf seiner Hut sein; nicht sprechen, um verstanden zu werden, sondern um nicht verstanden zu werden. Das Langweilige und Ermüdende einer solchen mühsamen Verstellung schon voraussehend, erschrak ich darüber, noch ehe ich meinen zukünftigen Reisegefährten gesehen hatte. Glücklicherweise war meine Befürchtung ungegründet.

Der Fremde, welchen der Kutscher abgeholt hatte, zeigte sich jetzt auf dem Fußtritte, und ich rückte auf die Seite, um ihm Platz zu machen.

„Entschuldigen Sie, daß ich Sie störe, Bürger," sagte er, indem er mich grüßte.

Sogleich fühlte ich mein Herz erleichtert. Die Artigkeit dieses Mannes ließ mich auf seine Gesinnungen schließen. Indem er mich nicht Du nannte, hatte er zu gleicher Zeit sein Glaubensbekenntniß abgelegt und seinen Muth bewiesen. Ich nahm mich nun weniger ängstlich in Acht, und unser Gespräch kam bald in Gang.

Es fand sich, daß wir Beide gemeinschaftliche Freunde hatten; dies war so gut, als hätten wir uns schon gekannt, und unsere Unterhaltung wurde immer ungezwungener und vertraulicher. Mein Reisegefährte kannte auch Brest und erzählte mir lange davon.

Die Gegend, durch welche wir fuhren, wurde immer wüster und wüster. Diese Fluren, die ich ehemals so belebt von Getreide und Laubwerk, so duftend vom

blühenden Buchweizen, so erfüllt vom Gebrüll der Heerden und den Gesänge der Hirten gekannt hatte, fand ich jetzt dürr, traurig, verwüstet. Die Herrenhäuser, deren Thürme mit spitzigen Dächern und deren mit Wappen gezierte Wetterfahnen ehedem zwischen Bäumen hervorragten, waren jetzt ihrer schattigen Umgebungen beraubt, von den Spuren des Brandes geschwärzt, und standen wie fleischlose Gerippe zu beiden Seiten der Straße. Die Kreuze am Wege lagen umgestürzt in sumpfigen Gräben, die Quellen, von Dornsträuchern überwachsen und durch verwelkte Blätter verunreinigt, waren ihrer beschützenden Muttergottesbilder beraubt. Zuweilen, wenn wir durch ein Dorf kamen, zeigte sich uns eine Kirche mit ihren feinen Sculpturen, ihren Granitspitzen und ihrem luftigen Thurme; aber kaum waren noch einige Ueberreste von Scheiben an ihren halbvermauerten Fenstern zu finden. Ihre zierlichen Balustraden, ihre bizarren Cariatiden und ihre Arabesken waren abgestoßen und lagen in Stücken auf dem Boden umher; an der geöffneten Thüre stand statt des heiter blickenden Bauers, den man sonst mit entblößtem Haupte und gefalteten Händen heraustreten sah, ein Gendarm mit seiner Mütze, und rauchte unter dem Eingange der heiligen Stätte, die in einen Stall verwandelt war, seine Pfeife.

Als wir in die Nähe von Brest kamen, boten die Felder einen noch wüsteren Anblick dar; kein Ackers-

mann, kein Vieh war auf denselben zu erblicken. Nur hie und da fraßen einige magere Pferde, die der Requisition entgangen waren, von den stacheligen Ginsterbüschen, richteten beim geringsten Geräusch den Kopf in die Höhe und entflohen erschreckt, als unser Wagen in ihre Nähe kam. Längst der Straße standen einige offenstehende, verlassene Hütten, als wenn kürzlich erst der Feind durch das Land gezogen wäre. Auch von den von der Straße weiter abliegenden Meierhöfen tönte kein Arbeitsgeräusch herüber; kein Gesang einer Wäscherin erscholl aus dem Thale; Alles war still und wie eingeschüchtert.

„Sollte man nicht meinen," sagte ich zu meinem Gefährten, der sich, wie ich, schon lange mit betrübter Miene dieses trostlose Gemälde, das sich vor unsern Augen ausbreitete, betrachtet hatte; „sollte man nicht glauben, daß Krieg, Pest oder Hungersnoth diese Gegend durchzogen hätte?"

„Noch etwas Schlimmeres als alles Dies," antwortete er mir, „eine Idee, ein Wort! Diese sind es, die die Herrenhäuser niedergebrannt, die Felder zerstört, die Kirchen geschlossen, die Einwohner aus ihren Hütten vertrieben haben. Und doch, welche schönere und heiligere Idee, welches reizendere und wohltönendere Wort kann es geben, als: Volkssouverainetät! Republik!"

Als er dies gesagt hatte, begegneten uns einige

Wagen mit verwundeten Seeleuten, welche von Brest kamen. In bedauernswerthem Zustande lagen die Kranken, gequält vom Fieber und von einer brennenden Sonnenhitze, auf einem dürftigen Lager von blutigem Stroh ausgestreckt. Einige davon, welche bereits gestorben waren, lagen quer über dem Wagen, Kopf und Füße zu beiden Seiten herabhängend, und dienten ihren Kameraden als Kopfunterlage. Andere röchelten im Todeskampfe. Die, welche noch einigermaßen bei Kräften waren, verriethen durch keinen Klagelaut ihre Schmerzen. Auf ihren bleichen Gesichtern lag noch ein Ausdruck muthiger Todesverachtung, und mit halblauter Stimme sangen sie noch jene begeisternden Lieder, mit denen man damals dem Tode entgegen ging.

Als wir an ihnen vorüberfuhren, nahmen wir unsere Hüte ab und wünschten ihnen eine glückliche Reise. Statt aller Antwort ließen sie ein vive la république! gen Himmel schallen.

Dieser Ruf schien von einer elektrisirenden Einwirkung auf die im Sterben liegenden zu sein; unruhig fingen sie sich auf ihrer blutigen Streu zu bewegen an und erhoben ihre eiskalten Hände noch einmal, als hätten sie die Begeisterung ihrer Gefährten theilen wollen.

Als der letzte Wagen vorüber war, sagte mein Reisegefährte zu mir: „Diese Unglücklichen haben noch mehrere Meilen zu fahren, ehe sie die Hospitäler von Lesnoven oder Pol-Léon erreichen, und auch dort finden

sie vielleicht noch nicht, was sie bedürfen. Brest vermag nicht mehr die Verwundeten alle aufzunehmen, welche seine Geschwader dahin abschicken. Die Hospitäler, die Kirchen, die Zelte, welche man in dem ehemaligen Jesuitenhofe aufgeschlagen hat, sind schon alle angefüllt. Die Marinewundärzte reichen nicht mehr hin und es fehlt an Arzneimitteln. Man verbindet die Wunden statt mit Leinwand mit Werg und Hanf. Seit drei Tagen fehlt es den Feldlazarethen an Brod, Fleisch und Holz; viele Verwundete sind schon Hungers gestorben. Ich habe Genesende in der Stadt betteln und mit den Hunden sich um die Knochen in den Gassen zanken gesehen. Im Hospital fehlt es den Meisten an Kleidern, und sie gehen auf dem Hofe im bloßen Hemde und in ihre wollenen Decken gehüllt umher. Aber alle diese Leiden sind nicht im Stande, den Eifer der Matrosen erkalten zu machen. Wie jede aufopfernde Begeisterung, welche aus dem Herzen kommt, steigert sie das Unglück nur noch mehr, anstatt sie abzustumpfen. Nicht daß es gerade Republikaner aus voller Ueberzeugung wären; allein es sind treue, tapfere Leute, die, wenn einmal die Nationalflagge von ihrem Maste weht, für diese Flagge sterben, von welcher Farbe sie auch sei.

„Dabei sind diese bretagnischen Seeleute unermüdlich; durch Nichts lassen sie sich entmuthigen und abschrecken. Nur das Herz ist von Fleisch bei diesen Leuten, alles Andere von Eisen. Wenn wir geeignete Of-

fiziere hätten, um solche Matrosen anzuführen, so könnte der Convent decretiren, daß das Weltmeer zu den Besitzungen der Republik gehöre. Allein es fehlt an Offizieren. Sie waren Alle von Adel und habe Alle unsere Häfen verlassen, um in das Ausland zu gehen. Vor einem Jahre war der dritte Theil von ganz Brest zum Verkauf ausgeboten, in Folge der Emigration des großen Corps. Der Ehrgeiz hat wohl noch einige der Anführer auf ihren Posten zurückgehalten, und die Republik könnte sie zu ihrem Vortheil verwenden; allein man traut ihrem Patriotismus nicht recht, und außerdem ist auch ihre Zahl sehr klein.

„Von den blauen Offizieren ist, trotz ihrer Geschicklichkeit und ihres Muthes, nicht viel zu erwarten. Sie sind zu lange in untergeordneten Stellungen gehalten worden, und haben deshalb die Kunst des Befehligens nicht erlernen können. Sie sind meistens nur tapfere Korsaren, gut für Seegefechte, die zwischen zwei Schiffen auf offener See gehalten werden; allein sie verstehen nichts von der Seetaktik und von den großen Evolutionen eines ganzen Geschwaders.

„Sodann fühlen sich auch diese ehemaligen Matrosen, die beim Erwachen aus dem Schlafe eine Capitänsuniform in ihrer Hängematte gefunden haben, nicht behaglich unter dem gestickten Kragen; sie schämen sich vor sich selbst; sie kommen sich linkisch vor; sie wagen kaum einen Schritt zu thun, aus Furcht, sich lächerlich

zu machen, und ihr Muth wird durch ihre Unwissenheit gelähmt. Die Mannschaft wird ihre Untauglichkeit als Anführer gewahr und verliert das Vertrauen zu ihnen. Sie macht sich über sie lustig, trotzt ihnen, und die Mannszucht wird schlaffer. Im Geschwader von Villaret, vor seiner Abfahrt, und besonders am Bord des Neptun hat mehrere Male Aufruhr stattgefunden. Die Rede, welche bei dieser Gelegenheit der Capitän an seine meuterischen Matrosen gehalten hat, wird Ihnen einen Begriff von der Ignoranz unserer neuen Offiziere geben; ich habe sie mir in meine Brieftasche abgeschrieben; das ist sie, sie kann als ein historisches Aktenstück gelten. Sie wurde gehalten auf der Rhede vor Brest in Gegenwart des Volksrepräsentanten Jean-Bon-Saint-André.

„Citoyens,

„Il est un préalable, sans lequel les choses resteraient dans la plus grande morosité!

„Depuis fort long-temps vous agissez difformément à ma volonté. Je sais, que vous avez des droits dérogatifs; mais je sais aussi, qu'on ne peut subjuguer un autre à ma place sans en prodiguer les raisons australes. C'est pourquoi j'évacue le tillac, à cette fin de laisser la parole à Jean-Bon-Saint-André, qui vient exprès pour vous dire le reste.

„Vive la république, une, indivisible et impérissable!“

„Und diese Abschrift ist authentisch?“ fragte ich, indem ich meinem Reisegefährten die Brieftasche aus der Hand nahm, um diese merkwürdige Rede noch einmal zu lesen.

„Sie ist unmittelbar von der Rede des Capitäns selbst abgeschrieben, wie er sie an den Mastbaum hat annageln lassen. Sie können sich denken, welchen Spott und welche Geringschätzung von Seiten der Untergebenen eine solche Unwissenheit der Offiziere nach sich ziehen muß. Ein Anführer, der sich lächerlich macht, ist allemal auch ein schlechter Anführer. Hierzu kommt nun noch der Mangel an Hülfsquellen, die schlechte Organisation, die Unsicherheiten einer noch neuen Verwaltung, die auf den Trümmern der ehemaligen aufgerichtet wird; endlich die allgemeine Schwierigkeit unserer gegenwärtigen Lage. Eben jetzt leidet Brest an allem Nöthigen Mangel. Die Verproviantirung der Flotten und die Durchmärsche der Truppen haben das Land ausgesogen. Das Maximum hat die Bauern von den Märkten vertrieben. Sie halten ihr Getreide verborgen und lassen ihr Vieh zerstreut auf den Feldern umherlaufen; nur auf dem Wege der Requisition und mit dem Säbel in der Hand ist noch Proviant zu erlangen. Das Getreide ist jetzt so rar, daß, wenn Einen ein Freund zu sich zu Tische ladet, er bittet, daß

man sich das Brod selbst mitbringen möge. Die Verkaufsläden aller Art stehen leer und sind verschlossen; weder Tuch noch Seidenwaaren sind mehr zu kaufen; sie werden zwei Drittel der Einwohner trotz der kalten Nebel und Ungewitter in Nankin-Röcken und Beinkleidern umher gehen sehen. Das ist der einzige Stoff, der in der Stadt noch zu haben ist; und auch diesen haben wir nur zwei vor Kurzem den Engländern abgenommenen Prisen zu verdanken. Seit fünf Monaten hat die Republik keinen Sold an die Mannschaft seiner Geschwader ausgezahlt; in Lumpen gekleidete Schiffscapitäne sieht man, mit ihren Epauletten und den Degen an der Seite, sich an der Schiffspumpe ihre schmuzige Wäsche selbst waschen. Bei diesem allgemeinen Mangel schwelgen einige der oberen Beamten, welche über die Hülfsquellen des Hafens zu verfügen haben und mit der Verproviantirung beauftragt sind, im Ueberflusse und halten sich drei Köche. Die Volksrepräsentanten thun auch nicht das Geringste, um eine Aenderung dieser Lage herbeizuführen. Sie begnügen sich damit, in den Clubs gegen den Fanatismus zu predigen, von Zeit zu Zeit feiern sie ein Fest des höchsten Wesens, lassen Geistliche deportiren, Weiber und Greise guillotiniren; und wenn man seine Klagen laut werden läßt, schicken sie Einen als einen Föderalisten in das Schloßgefängniß, aus dem man nur herauskommt, um den Karren des Henkers zu besteigen."

„Wozu hat uns denn da die Revolution geholfen, wenn wir ihr die Verarmung, die Verschleuderung unserer Hülfsquellen, die Vernichtung unserer Freiheit und unserer Ruhe zu danken haben?“

„Klagen Sie deshalb die Revolution nicht an,“ erwiederte dagegen lebhaft mein Gefährte; „sie erntet nur, was früher gesäet worden ist. Alles Unglück, das uns jetzt trifft, ist nur die nothwendige Folge des Regime's, welches nun seine Endschaft erreicht hat; es ist der schlechte Nachgeschmack der Monarchie, die nun vorüber ist. Unsere Armuth ist die Folge der vorhergegangenen Verschwendungen; die Unwissenheit unserer Seeoffiziere ist das Resultat der so lange bestandenen aristokratischen Organisation, bei welcher es ein Avancement nur für die Adeligen gab, und den Uebrigen jede Gelegenheit der Belehrung und Fortbildung entzogen war. Alle jetzigen Mängel unserer Hafenverwaltuug schreiben sich noch vom ancien régime her. Die Männer der Gegenwart sind noch nicht Söhne der Republik, sie sind Zöglinge der Monarchie, in deren Lehren und Beispielen die Sittenlosigkeit Jener ihren Grund hat. Wenn Sie Brest sehen werden, so werden Sie von Entsetzen und Abscheu erfüllt werden; denn Brest ist jetzt in einem gräulichen Zustande; aber beurtheilen Sie es nicht nach diesem ersten Eindrucke. Brest war ehedem in einer wohlgeordneten Verfassung. Die Privilegien, die Ungerechtigkeit, der Uebermuth herrschten damals

beim Bürgerstande, und die Uebermacht des großen Corps hatte dabei einen gewissen Anschein von Ordnung; in dem heutigen Brest dagegen macht sich die populäre Reaction mit aller ihrer Launenhaftigkeit fühlbar; diese ist regellos, ohne ein bestimmtes Ziel, roh, unwissend und verfährt mit Hast, weil sie Rache für mehrere Jahrhunderte zu nehmen hat. Es ist nicht mehr das organisirte Uebel, wie ehemals, sondern das regellose Uebel, nicht mehr ein ungerechtes System, sondern eine zügellose Emeute. Alles in Allem genommen, ist aber doch der gegenwärtige Zustand weniger gefährlich, als der vorhergegangene, weil er nur ein vorübergehender ist. Wir haben eine acute Krankheit zu überstehen, die uns heilen wird, während ehedem das Uebel in der Constitution selbst lag. Bedenken Sie das, wenn Sie in die Stadt kommen werden, und stellen Sie sich ein wenig auf die Fußspitzen, damit sie über den Kopf der Gegenwart hinweg die Zukunft sehen können."

„Sie werden gleich selbst darüber urtheilen können," setzte er hinzu, „denn da sind wir eben angelangt."

## XIV.

### Eine Hinrichtung.

Wirklich lag Brest auch schon vor uns. Das Dunstgewölk, welches sich stets über den Städten auszubreiten pflegt, schien Brest bis zum Erdboden hinab einzuhüllen. Hie und da nur glitten einige schmale Streifen Sonnenschein durch den Nebel hindurch über die hervorragendsten Gebäude hin, und verbreiteten über die Stadt einen matten Lichtschimmer. Beleuchtet durch diesen schwachen Schein, konnte man hinter den Bäumen der Wälle, welche einem Blättergürtel gleich die Stadt umgaben, die langen Häuserreihen des Quartiers der Marine erkennen, welches von dem massenhaften Thurme der Saint-Louis-Kirche überragt wurde. Dahinter breitete sich die Rhede mit ihren vor Anker liegenden Schiffen aus, und in noch weiterer Ferne, dicht am Horizont, der Menez-Hom einer dunkeln Wolke gleich. Das Ganze bot einen seltsamen düstern Anblick

bar, und glich jenen städteartigen Wolkengebilden am Abendhimmel, deren phantastische Conturen die untergehende Sonne umgrenzt.

Ein Kanonenschuß erscholl und wiederhallte dröhnend mehrere Minuten lang längs der felsigen Dünen hin, welche die Bucht bilden. Ein eigenthümliches schmerzhaftes Vorgefühl ergriff mich. Ich hätte sogleich wieder umlenken und nicht in die Stadt hineinfahren mögen. Ich theilte meinem Begleiter mit, welches Gefühl des Widerwillens ich gegen Brest jetzt empfände; er lächelte und sagte:

„Vielleicht ist es der Trieb der Selbsterhaltung, den die Natur allen lebenden Wesen eingepflanzt hat, der sich jetzt in Ihnen regt; Sie haben die Guillotine gewittert.“

Als er so sprach, fuhren wir durch das Thor. Zuerst fiel mir die Leere der Straßen auf. Keinen Menschen sah man weder an den Thüren noch an den Fenstern der Häuser: die Stadt war wie verlassen. Jedoch als wir weiter fuhren, glaubten wir ein fernes, dumpfes Geräusch zu hören; es wurde immer lauter und lauter, je näher wir kamen; jetzt klang es wie ein klägliches Gemurmel, sodann wie ein abgebrochenes Brüllen; endlich war es ein lautes, wildes Schreien. Wir bogen um eine Straßenecke und unser Wagen hielt an; wir waren vor einer dicht gedrängten Menschenmenge, welche den ganzen Marktplatz einnahm.

In der Mitte desselben war die Guillotine aufgerichtet und harrte ihrer Opfer.

Unter einem unwillkürlichen Ausruf des Entsetzens warf ich mich wieder in den Winkel des Wagens zurück.

„Mein Gott! wer soll denn hingerichtet werden?“ fragte ich, bleich vor Schreck.

Mein Begleiter sah sogleich zum Wagen hinaus; er zuckte seufzend mit den Achseln.

„Ich weiß es nicht,“ antwortete er mir; „haben Sie Verwandte oder Freunde in Brest, mein Herr?“

„Mehrere.“

„Dann sehen Sie nicht hin,“ sagte er und schloß selbst seine Augen, als wollte er irgend einem schaudervollen Anblicke entgehen. „Vor einem Monate kam ich auch gerade in dem Augenblicke an, als der Henker dem Volke einen Kopf wies, und es war der meines besten Freundes; sehen Sie nicht hin, ich bitte Sie, Herr, sehen Sie nicht hin! ...“

Ich hörte aber schon nicht mehr darauf. Von jener Art Fieberhitze ergriffen, die uns bei einem außerordentlichen Unfalle befällt, hatte ich mich aufrecht in den Wagen gestellt und starrte mit gierigen Blicken auf die Volksmenge.

Bald darauf entstand eine Bewegung inmitten derselben, man trat nach zwei Seiten etwas zurück und der grausige Todeskarren kam zum Vorschein.

Die Züge der Verurtheilten konnte ich noch nicht erkennen, und sah nur so viel, daß es drei waren, zwei Männer und eine Frau; der Wagen rückte langsam immer näher; voll Bestürzung beugte ich mich vor; jetzt konnte ich ihre Gesichter sehen. ... Ich war nahe daran, einen Freudenschrei auszustoßen; ich kannte keine der auf dem Wagen befindlichen Personen.

Als der Karren ganz in unsere Nähe gekommen war, wurde er von Etwas aufgehalten und blieb stehen. Jetzt konnte ich die Verurtheilten genau betrachten.

Der erste war ein Greis, dessen weiße Haare sorgfältig auf der Stirne gescheitelt waren, und dessen Toilette von einer fast coquetten Eleganz war. Seine Züge waren nur gewöhnlich; aber selbst diese Gewöhnlichkeit hatte in diesem Momente einen gewissen Ausdruck von Erhabenheit. Keine Veränderung schien auf diesem Gesichte vorgegangen zu sein; es war der unveränderte Ausdruck bürgerlichen Wohlwollens und bürgerlicher Seelenruhe; nicht einmal jener Zug ruhiger Würde, welcher beim Herannahen der letzten Lebensstunde auf den Gesichtern der Starken sich ausprägt, war bei ihm zu finden. Er ging zum Tode, ohne die Haltung muthiger Fassung und ohne die Verklärung der Resignation, sondern ebenso, als wenn er an eine gewohnte, gleichgültige Beschäftigung ginge. In dem Augenblick, als der Karren anhielt, blickte ein Knabe von fünf oder sechs Jahren, den eine Wärterin auf den Armen trug,

mit seinem unschuldigen Gesichte über den Rand des Wagens hinein, berührte mit seinem Händchen den Kopf des Greises und fragte ihn mit neugierigem, sanftem Tone: „Sollen Sie guillotinirt werden, Bürger?“

Der Greis drehte sich lächelnd um.

„Ja, mein Sohn,“ sagte er, indem er die glatten schwarzen Haare des Knäbleins mit seiner Hand streichelte. Dann fragte er die Frau, welche den Knaben trug: „Wem gehört dieses Kind?“

Die Frau nannte einen Namen, den ich nicht verstehen konnte.

„Ach so! das sind Landsleute und alte Bekannte von mir,“ erwiederte der Greis. Darauf küßte er den Knaben: „Wenn Du nach Hause kommst, mein Kind, so sage Deiner Mutter, Du hättest den Vater eines ihrer ehemaligen Tänzer guillotiniren gesehen; den Vater des Generals Moreau.“

Dieser Auftritt machte einen unbeschreiblichen Eindruck auf mich; regungslos und in Gedanken verloren blickte ich vor mich hin, als sich ein Lärmen und Schreien in der Volksmenge erhob; der zweite Verurtheilte war aus dem Karren herausgesprungen und hatte entfliehen wollen. Er lag auf den Knien mit gefalteten Händen und verwirrten Blickes, und schrie mit flehendlicher Stimme zu dem Volke um Gnade. In wahnsinniger Furcht vor dem Tode küßte er den Karren, schlug sich vor die Brust und rief:

„Es lebe die Republik! Es lebe Robespierre! Es lebe die Guillotine!“

Einige Male stellte er sich aufrecht, breitete die Arme gegen sie aus, rief seine Freunde bei Namen und sagte zu wiederholten Malen, er wolle nicht sterben. Dann fiel er wieder auf die Knie und murmelte unter Schluchzen und Verzuckungen lateinische Gebete.

Die Muthlosigkeit des Menschen war entsetzlich und zugleich Abscheu erregend. Zu einer Zeit, wo selbst Verbrecher gut zu sterben wußten, mußten die Gutgesinnten über die Feigherzigkeit eines Unschuldigen erröthen; er machte der Tugend Schande und entsagte dem einzigen Vorrechte, das noch den Leuten von seiner Partei übrig blieb, dem Vorrechte, ohne Furcht und ohne leeren Prunk zu sterben. Daher wurden auch die flehendlichen Bitten das Verurtheilten von einem langen anhaltenden Hohngeschrei unterbrochen. Ein Gensd'arm näherte sich ihm endlich, und stieß ihn unsanft wieder in den Wagen, wo er halb ohnmächtig hinsank.

Der verhängnißvolle Wagen, der ungehindert wieder weiter konnte, fuhr langsam an uns vorüber, und ich konnte jetzt das dritte Opfer sehen, welches bisher meinen Blicken entzogen gewesen war. Es war eine noch sehr junge Nonne von seltener Schönheit. Mit einer kindlichen Grazie kauerte sie in einer mehr nachlässigen, als gezwungenen Stellung auf dem Boden des Wagens. Ihre hellen Augen schweiften mit einer me=

lancholischen Ruhe und Sanftheit über die Menge. Nur war in denselben eine leise Starrheit wahrzunehmen, welche ihr zugleich mit der krampfhaften Bewegung ihrer Lippen einen unmerklichen Anstrich von Geistesverwirrung gab. Das Toben der Volksmenge schien nicht bis zu ihrer Seele zu dringen; sie schien irgend einem fernen Gedanken nachzuhängen und einzig nur mit einem Traume beschäftigt zu sein. Ihre Nonnenkappe hatte sie schon abgenommen, und ihre schönen, blonden Haare wallten über ihre Schultern hinab; jetzt löste sie auch ihren Brustschleier und legte ihn ab, und man konnte ihren blonden, weißen Hals sehen; hierauf häkelte sie ihr Leibchen auf, das Kleid öffnete sich und ein paar sammetweiche Schultern und ein jungfräulicher Busen traten aus ihrer wollenen Hülle hervor. Ein Gemurmel der Ueberraschung, in welchem sich ein unbeschreibbares Gemisch von Mitleid, Bewunderung und Lüsternheit kund gab, zitterte summend durch die Menge.

„Seht die Nonne! die Nonne!“ rief man von allen Seiten; „die Nonne zieht sich aus, die Nonne ist ganz nackt.“

Das Kind schien aber von alledem Nichts zu hören. Sie hatte ihre Schuhe ausgezogen und hielt ihre beiden zierlichen Füßchen in den Händen, die sie in kindischer Freude wohlgefällig zu betrachten schien. Mit einem Male, als hätte sie sich besonnen, daß es Zeit zu schlafen sei, kniete sie nieder, faltete die Hände über die

Brust zusammen, legte den Kopf auf den Rand des Karrens und fing an zu beten.

Bei dem Anblicke dieses armen, wahnsinnigen Mädchens konnte ich mich kaum der Thränen enthalten.

„Sie ist ja wahnsinnig!“ rief ich; „man kann doch nicht eine Wahnsinnige guillotiniren, das darf nicht gelitten werden.“

Mein Reisegefährte ergriff mit Heftigkeit meine Hand.

„Seien Sie still,“ sagte er zu mir; Ihr Rufen kann gar Nichts helfen und Ihnen nur gefährlich werden.“

„Was hat sie denn verbrochen? was kann denn ein Kind gethan haben, daß es den Tod verdienen sollte?“

„Vielleicht irgend eine gute That.“

„Mein Gott, sehen Sie nur, wie schön sie ist.“

„Ja, ich möchte wohl wissen, welcher von unsern Richtern heute Abend diesen Leib ohne Kopf zur Mätresse haben wird.“

„Was sagen Sie?“ rief ich entsetzt.

„Nichts Unwahrscheinliches; fragen Sie B . . ., wie man einen Leichnam schändet.“

Von Schauder ergriffen warf ich mich in die Ecke des Wagens zurück.

Nach einigen Minuten hielten wir vor dem Hause,

wo man mich erwartete; ich stieg ab und ließ mir mein Felleisen geben. Während es der Schaffner hervorsuchte, beugte sich mein Reisegefährte zu mir hinab.

„Es war mir sehr angenehm, in Ihrer Gesellschaft gewesen zu sein," sagte er zu mir; „in jetziger Zeit ist es ein Glück, wenn man einen halben Tag mit einem Menschen zusammen ist, ohne Furcht oder Abscheu vor ihm empfinden zu müssen. Dürfte ich Sie um Ihren Namen bitten, mein Herr?"

Ich nannte mich ihm und er reichte mir die Hand.

„Vielleicht sehen wir uns nie wieder," fuhr er fort; „ich wünsche Ihnen Glück und Gesundheit. Wenn Sie einmal das Gebirge besuchen und durch die alte Stadt des Aëtius kommen sollten, so suchen Sie den Bürger Correc de la Tour-d'Auvergne, ehemaligen Grenadier, auf; der bin ich."

Noch einmal warf er mir mit der Hand einen Gruß zu und der Wagen fuhr weiter.

## XV.

### Ein Fest im Jahre 1794. — Ende der Schreckenszeit.

Zur Zeit meiner Ankunft in Brest (den 3. Messidor 1794) war das Revolutionstribunal in voller Thätigkeit. Die erste Sorge des Repräsentanten Benard bei seinem Antritte war gewesen, den Henker Ance von Rochefort zu berufen, und die Richter, welche wohl wußten, was diese Berufung zu bedeuten habe, ließen es an Nichts fehlen, um ihn zu beschäftigen.

Die lange Reihe von Justizmorden wurde mit der Verurtheilung der sechsundzwanzig Administratoren des Departements Finistère eröffnet. Der Präsident Raymey hatte den Vertheidigern Stillschweigen geboten, indem er erklärte, daß, wenn Sie versuchen würden, die Angeklagten zu vertheidigen, sie selbst sich der Verantwortlichkeit für die von ihnen ausgesprochenen Ansichten aussetzten. So wurden denn Alle verurtheilt, auch den Secretär Aimé nicht ausgenommen, welcher den Bera=

thungen fremd geblieben war und nur die Feder dabei geführt hatte.

Ihre Hinrichtung wurde wie ein Fest betrachtet. Man ließ sie durch alle Gassen der Stadt fahren, dem Spotte, dem Hohne, der Mißhandlung ausgesetzt. Als sie an das Schaffot kamen, fanden sie ein Banket von ihren Mördern veranstaltet, eine Henkersmahlzeit, wie sie die Römer den ersten christlichen Märtyrern gaben. Hier mußten sie sich neben ihre Richter setzen, ihre Toaste mit anhören und warten, bis sie sich gehörig gesättigt hatten, um sie dann sterben zu sehen.

Unterdessen traf auch Ance Vorbereitungen zu einem Feste für sich; er stellte um die Guillotine herum eine lange Tafel auf, worauf die sechsundzwanzig abgeschlagenen Köpfe der Reihe nach aufgestellt werden sollten; am Boden ließ er die Erde auflockern, damit sie das herabfließende Blut auffauge; an der Seite, wo die Stufen, die auf das Schaffot führten, waren, stellte er symmetrisch die Karren der Todtengräber hin und probirte sodann den Schwengel, durch welche die geköpften Leiber heruntergelassen wurden.

Man glaube aber ja nicht, daß diese fürchterlichen Vorkehrungen ihm unangenehm gewesen wären; Nichts weniger als das. Ance fand ein wahres Vergnügen daran, und zog sie absichtlich noch in die Länge. Er ist ein Menschenschlächter aus freier Wahl geworden, blos um ohne Gefahr Blut wittern und tödten zu kön-

nen. Und diese rohe Lust ist nicht etwa in Folge von Verwahrlosung, Unwissenheit und Elend in ihm entstanden; nein, er hat ein schönes Gesicht, einen gebildeten Geist, er ist ein gemachter Mann in der Gesellschaft; eine Mutter hat ihn geliebkost, eine Gattin zärtlich geliebt. Seine Grausamkeit ist weder durch Haß, noch durch Unglück zu entschuldigen; er zerfleicht aus reiner Neigung. Er ist nicht einmal ein böser Mensch, denn ein böser Mensch hat immer noch Etwas vom Menschen an sich; er ist Nichts, als ein wildes Thier.

Er sucht deshalb auch nicht so schnell als möglich mit seiner Verrichtung fertig zu werden und empfindet Schauder dabei, wie der Henker von Nantes, den das Schreien seiner Opfer wahnsinnig gemacht hat; nein, Ance sucht den Todeskampf so lange wie möglich auszudehnen. Das Tödten ist ihm eine Kunst, die er sorgfältig studirt hat. Es ist ihm eine Lust, mit forschendem Blicke die menschliche Natur in den letzten Zügen zu beobachten, Versuche anzustellen, wie weit der Muth geht, und die verschiedenen Grade desselben genau zu bestimmen.

Eines Abends, als er eben nach Hause gehen wollte, wurden ihm noch drei Verurtheilte zugeschickt, Toullec, Rideau und Le Bronsort. Es war schon finster. Toullec ergreift die Fackel, welche das Schaffot erleuchtet, umarmt seine Freunde und sieht sie sterben, ohne die geringste Schwäche zu verrathen.

„Hast Du sie denn so wenig lieb?“ fragte Ance, gereizt durch eine solche Standhaftigkeit.

„Ich weiß ja, daß ich ihnen folge,“ antwortete Toullec.“

„Hast Du denn Nichts gefühlt, als Du ihre Köpfe im Korbe sahst?“

„Ich dachte, die Guillotine ist gut.“

Ance lächelt, läßt ihn hinaufsteigen und legt ihn selbst unter die Schneide des Fallbeils; allein dieses fällt, ohne ihn zu tödten. Toullec ist entsetzlich verstümmelt, läßt aber keinen Klagelaut hören. Das Beil fällt zum zweitenmal, und verwundet ihn abermals nur.

Da tritt Ance herzu und fragte ihn halblaut: „Glaubst Du noch, daß die Guillotine gut ist?“

„Noch immer,“ antwortet Toullec, „aber der Henker ist schlecht.“

Ance entfernt sich schnell wieder, und diesmal fällt das Haupt dieses Standhaften.

Bei meiner Ankunft in Brest hörte ich, daß ein großes Fest, das des höchsten Wesens, angekündigt worden sei; Prieur de la Marne traf die Vorbereitungen dazu.

„Sie werden Wunderdinge zu sehen bekommen,“ sagte mein Wirth zu mir; „Prieur ist ein Mann, der Etwas zu veranstalten weiß und die Effecte liebt. Ich habe ihn schon in Lorient den Tempel der Vernunft einweihen sehen; er hatte in dem Saale der Winde einen dem Vaterlande geweihten Altar aufrichten lassen,

auf welchem eine Statue der Freiheit, den Föderalismus mit Füßen tretend, stand; dahinter war ein mit Schilf bedeckter Sumpf dargestellt, in welchem sich die Anhänger des Königthums herumwälzten. Ich weiß nicht, ob er diesmal wieder eine politische Allegorie dieser Art im Sinne hat; aber, wie die Ankündigungen, welche seit gestern an allen Straßenecken befestigt sind, besagen, „der Berg ist neu abgeputzt worden*), und auf seinem Gipfel weht eine Fahne, worauf eine Inschrift zu Ehren des höchsten Wesens zu lesen ist. Es sind zwei Verse von Racine, vom Repräsentanten republicanisirt:

Celui, qui met un frein à la fureur des flots,
Sait aussi de tyrans arrêter les complots.

„Unsere blühendsten Mädchen und unsere schönsten Frauen werden bei der Feierlichkeit mit auftreten, und in der griechischen Tunica erscheinen. Seit gestern lernen sie die „Hymne an die Freiheit," auswendig, und studiren das Festprogramm, um ja keinen Fehler zu begehen, der ihren Patriotismus verdächtigen könnte. Sie können sich übrigens selbst davon überzeugen, ob Prieur nicht den Namen eines „Romancier der Revolution," den er sich selbst beigelegt hat, auch wirklich verdient."

---

*) „Berge" aus Bretern und bemalter Leinwand waren in allen unseren Städten von den Jakobinerclubs aufgerichtet worden, und auf diesen symbolischen Theatern erschienen auch bei öffentlichen Feierlichkeiten die Behörden.

Mit diesen Worten überreichte mir mein Wirth ein gedrucktes Blatt, worauf Folgendes zu lesen war:

„Der Repräsentant des Volks, begleitet auf der einen Seite von der Freiheit und auf der andern von der Gleichheit, wird sich auf den Gipfel des Berges stellen; dort wird er eine der Feier des Tages entsprechende Rede halten. Hierauf werden zwei Greise, welche Räucherpfannen tragen, eine Hand auf die Schulter eines der Knaben legen, welche den Weihrauch tragen. Sie werden ihre Augen gen Himmel richten und dann die Knaben den Weihrauch anzünden, dessen Rauch sich in die Lüfte erheben wird.

„Unmittelbar darauf wird in harmonischen Klängen eine Musik ertönen; ein Chor von Vätern mit ihren Söhnen wird sich auf den für sie bestimmten Theil des Berges aufstellen, so wie auf der entgegengesetzten Seite ein Chor von Müttern mit ihren Töchtern.

„Zuerst singen die Männer eine Strophe, wobei sie schwören, die Waffen nicht eher niederzulegen, als bis die Feinde der Republik vernichtet sind; darauf singen die Töchter mit ihren Müttern eine zweite Strophe; sie geloben, nie andere Männer zu heirathen, als welche dem Vaterlande gedient haben. Eine dritte Strophe wird von beiden Chören gemeinschaftlich gesungen, worin sie mit gen Himmel gerichteten Augen dem Ewigen die Huldigungen eines freien Volkes darbringen, und ihm für seine Wohlthaten danken.

„Endlich singt die ganze versammelte Menge der Bürger, Männer, Kinder und Greise, den Vers der Hymne an die Freiheit, welcher mit den Worten anfängt: Amour sacré de la patrie.

„So wie der Gesang zu Ende ist, giebt sich auf dem Berge eine allgemeine Rührung und Bewegung kund; die Mütter nehmen ihre jüngsten Kinder auf die Arme, und stellen sie huldigend dem Schöpfer der Welt vor; die Mädchen werfen Blumen gen Himmel; die Männer schwingen ihre Degen in der Luft... Hierauf wird eine Kanonensalve, als Dolmetscherin der nationalen Rache, abgefeuert; und der allgemeine Ruf: „Es lebe die Republik!" an die Gottheit gerichtet, beschließt die Feier."*)

„Sie sehen," hob mein Wirth wieder an, als ich dies gelesen hatte, „der Repräsentant hat Alles wohl bedacht; die Greise werden die Hand auf die Schulter der Knaben legen; die Chöre werden singen, mit gen Himmel gerichteten Augen; die Mütter werden ihre Kinder huldigend dem Schöpfer der Welt vorstellen. Jean-Bon-Saint-André hat nicht ohne Grund seinen Collegen zum metteur en scène der Republik ernannt. Leider ist im Hintergrunde dieses festlichen Glanzes

*) S. das interressante Werk des M. Duchatelier: „L'histoire de la révolution dans les départements de l'ancienne Bretagne," aus denen wir obiges Programm, so wie manche andere Einzelheit entnommen haben.

Elend und Herzeleid! Unter den Kindern, welche über den Platz du Triomphe-du-Peuple ziehen und Blumen streuen werden, sind auch die Töchter des unglücklichen Malmanche, der vor einigen Tagen erwürgt worden ist. Das ganze Fest wird unter dem Schatten der Guillotine vor sich gehen, und alle diese mit Seide bekleideten Füße werden benetzt von Freundes- und Verwandtenblute wieder zurückkehren. Dergleichen Contraste sind in jetziger Zeit etwas Gewöhnliches. Man lebt in der Hast; es giebt kein Maß für die Handlungen, keine festen Grundsätze für die Gefühle mehr. Die ganze Nation, in den Schrecken getaucht, wie Achilles in den Styx, ist unverwundbaren Gemüthes geworden. Aus Bedürfniß, sich zu übertäuben, sucht man überall Gelegenheit, sich zu vergnügen. Unsere Damen, als sie die Nachricht von dem Tode der Königin erhielten, haben einen öffentlichen Ball verlangt. Der Spielmann und der Henker gehen jetzt Arm in Arm miteinander. Unsere Repräsentanten wissen das; sie häufen Festlichkeiten auf Festlichkeiten, um uns wenigstens auf einige Stunden von unseren verödeten Wohnungen loszureißen; jeder sucht sich zu berauschen, aus Mangel an wirklicher Kraft; jeder schwelgt jetzt in Orgien, aus Mangel an Brod."

Am andern Morgen weckte mich der Kanonendonner, welcher das Fest verkündigte, aus dem Schlafe. Eiligst stand ich auf und fand meinen Wirth schon in

Bereitschaft. Sein Moderantismus, auf den schon öfters in den Clubs aufmerksam gemacht worden war, nöthigte ihn mehr als jeden Andern, seinen Eifer bei dieser Gelegenheit an den Tag zu legen.

Wir gingen zusammen auf den cours d'Ayot, wo der Zug vorbeikommen mußte.

Mächtig wurden wir ergriffen von dem Schauspiel, welches sich uns hier darbot.

Am Ende der langen Promenade zeigte sich unter dem Laubgewölbe der Bäume die große Statue der Freiheit, in der einen Hand die Gesetztafel haltend. Zu ihren Füßen wogte die Volksmenge, deren dicht gedrängte Massen sich von Zeit zu Zeit über die grünen Abhänge des Walles verbreiteten. Links vor den Thürmen des Schlosses erhob sich die Guillotine, während rechts sich das Meer, von zahlreichen Fahrzeugen bedeckt, ausbreitete.

Alle diese theils erhabenen, theils düstern Bilder boten an diesem Tage ein eigenes, harmonisches Ganze dar; selbst das Schaffot erschien weniger grausig; es diente nur als Decoration. Ein duftiges, heiteres Licht war über Alles ausgebreitet; der Wind raschelte in den Blättern; der Himmel war durchsichtig und rein, und nur mit wenigen bläulichen Wölkchen bedeckt; die Luft war erquickend und stimmte zur Freude.

Nachdem wir eine ziemliche Weile gewartet hatten, setzte sich endlich der Zug in Bewegung.

Zuerst kamen, unter schmetterndem Trompetenschalle, die Fahnen, begleitet von Knaben. Diesen folgten Ackersleute, welche das von einer jungen Eiche überschattete, alterthümliche Ackergeräth zogen, und hinterher Brautleute mit verschlungenen Armen, Mütter, welche ihre Kinder säugten, und Greise, umgeben von verwaisten Kindern. Inmitten dieser Gruppen bewegte sich ein Wagen, gezogen von Stieren, welche wie Opferthiere geschmückt waren. Auf diesem Wagen standen zwei Frauen, welche sich bei der Hand faßten, und mit ihren sanften, bezaubernden Augen auf die Menge herabblickten; dies waren die Freiheit und die Gleichheit. Endlich kam ein Chor von Jünglingen und Jungfrauen, in dem poetischen Costüme des alten Griechenlands, die Töne der Instrumente mit ihren Stimmen begleitend und Blumenblätter vor sich herstreuend.

Als der Zug an dem bezeichneten Platze angelangt war, stellte er sich zu beiden Seiten des daselbst aufgerichteten Berges auf.

Auf dem Gipfel desselben erschien der Repräsentant, an der einen Hand einen Greis ohne Familie, an der andern einen kürzlich erst aus der Sclaverei befreiten Neger führend. Er richtete an die Menge eine jener donnernden Reden, durch deren oft sinnloses Chaos die hochtönenden Worte: Vaterland, Humanität, Unabhängigkeit wie leuchtende Blitze fuhren. Er zeigte auf den Greis, den die Republik adoptire, auf den Neger,

der lange ein Sclav gewesen, den jetzt die Republik zur Würde eines Menschen erhebe, zog Beide an sich heran, und hielt sie eine Zeit lang umarmt.

Ein anhaltendes Beifallrufen und Klatschen erfolgte hierauf. Ich und mein Begleiter sahen uns einander an; wir waren Beide gerührt. Dieses Schauspiel, das wir uns auf dem schmalen Papiere des Programs als dürftig vorgestellt hatten, erschien jetzt unter dem Himmel, unter dem Pulvergeruch und dem Lärm der Menge wirklich erhaben und großartig. Ich war wie begeistert davon; mein Herz schlug leichter, mein Auge sah weiter und deutlicher als gewöhnlich; ich athmete und bewegte mich, ohne es zu fühlen . . . So wirkt eine große versammelte Volksmenge magnetisch auf uns ein, zieht uns unwiderstehlich an sich heran, um seine Begeisterung zu theilen und uns zu unwillkürlichem Beifallrufen hinzureißen.

Die Feierlichkeit schloß mit einer Trauung und der Präsentation zwei neugeborner Kinder, welche in das Register der Gemeinde eingetragen wurden. Das eine, ein Knabe, erhielt die Namen Theophile Marat, das andere ein Mädchen, Unité Cornelie.

Das Volk begab sich nun zu dem Mahle, welches unter den Bäumen für dasselbe bereitet war, und nach Beendigung desselben, wurde bis zum andern Morgen getanzt.

Gegen Mitternacht wollte ich wieder nach Hause

gehen, als plötzlich auf den Wällen die Kanonen gelöst wurden. Die Schiffe auf der Rhede und die entfernten Forts antworteten darauf.

Man hörte sogleich auf zu tanzen, die Orchester verstummten und ein Summen der Verwunderung lief durch die Menge. In diesem Augenblicke erglänzten Fackeln auf dem Gipfel des Berges und der Repräsentant hatte ihn abermals bestiegen.

Er verkündete die Einnahme von Port-Vendre von Saint-Elme, von Collcoure und die Entwaffnung, von siebentausend Spaniern, welche von der Armee der Ostpyrenäen zu Gefangnen gemacht worden waren . . .

Der Convent hatte damals noch nicht „den Sieg decretirt,“ für unsere Armeen, die rühmlich so manche Niederlage schon erlitten hatten, war daher dieser Sieg eine unerwartete Neuigkeit. Der Eindruck, den die Nachricht davon hervorbrachte, ist nicht zu beschreiben. Im ersten Augenblick flogen sämmtliche Freiheitsmützen in die Luft, unter dem Geschrei: „Es lebe die Republik!“ Alle Meinungsverschiedenheiten waren mit einem Male vergessen; Jeder sah in den Andern nur seine Brüder. Alle Hände drückten sich einander und von Aller Lippen ertönte nur das Eine Wort: Sieg! In dem gemeinschaftlichen, begeisterten Gefühle des Nationalstolzes gingen mit einem Male aller Haß, aller Schmerz, alle Feindseligkeiten, wie in einem großen Freudenmeere unter.

Leider nahm schon am nächsten Tage Alles wieder

seinen gewohnten Gang. Das Volk hatte seinen Enthusiasmus, wie einen Rausch, wieder ausgeschlafen; es kehrte zu seinen unseligen Leidenschaften zurück, und die, welche sich am Abend vorher in patriotischer Verzückung die Hände gedrückt hatten, fingen wieder an, Einer den Andern auf's Schaffot zu bringen.

Jedoch neigte sich die Herrschaft des Schreckenssystems zu Ende; wir haben schon eben die Ursachen angeführt, welche Robespierres Sturz in dem Augenblicke herbeiführten, wo er sein furchtbares System deutlicher entfalten wollte, und wo auf die blutige Verwirrung eine geordnete theokratisch-republikanische Verfassung folgen sollte. Diese wichtige Nachricht kam nach Brest erst den 15. Thermidor und wurde ziemlich kalt aufgenommen.

Man hat das Ereigniß des 9. Thermidor nur nach der Reaction, welche es herbeiführte, beurtheilt. Man glaubt jetzt gewöhnlich darin eine Principienrevolution zu erblicken, während es in Wirklichkeit nur ein persönliches Complot war. Man hat die Ursachen nach den Folgen beurtheilt, welche den meisten der Thermidorianer selbst unerwartet kamen.

Diese Aenderung der Dinge war keineswegs gleich von Anfang an für die Zeitgenossen von solcher Wichtigkeit, wie wir zu glauben gewohnt sind. Es war nicht ein plötzliches Aufhalten des Schreckensregiments; sondern es war eine Aenderung, dergleichen der Convent

schon mehrere vorgenommen hatte. Es dürfte schwer zu entscheiden sein, worin sich eigentlich nach dem 9. Thermidor die Sieger von den Besiegten unterschieden, und wer weniger Blut vergossen habe, Robespierre oder Tallin. Daher ließen sich auch die Jacobiner der Departements diesen Wechsel der Personen ruhig gefallen. Den Brief des Wohlfahrtsausschusses, worin derselbe bekannt gemacht wurde, nahm man in Brest, wie in allen übrigen Städten mit dem Rufe auf: „Es lebe der Berg.“ Die Clubs schickten Adressen an den Convent, worin sie diesem Glück wünschten, daß er die neuen Catilina's vom Tarpejischen Felsen gestürzt habe und ihn aufforderten, gegen alle die kleinen intriguanten und heuchlerischen Robespierres mit gleicher Strenge zu verfahren. Die Tribunale blieben noch und verurtheilten vor wie nach; der öffentliche Rächer fuhr fort, die Gemäßigten, die Muscadins, die Reichen und die Geistreichen unter das nationale Scheermesser zu nehmen.

Aber Frankreich war des Regimentes müde, dem es so lange unterworfen gewesen. Selbst der Convent hatte seinen ersten Feuereifer erschöpft; er hatte nach einander den brausenden Danton, der ihn wie mit Sturmesgewalt emporhob, und den unbeugsamen Robespierre verloren, der ihn mit seinem Verstande wie ein Steuerruder nach seinem Willen gelenkt hatte. Unsere Waffen fingen an mit Glück gegen das Ausland geführt zu werden. Die Gemäßigten, welche bisher ein schüchter-

nes Stillschweigen beobachtet, begannen zu sprechen. Sie benutzten den ersten Moment der Willfährigkeit und Unsicherheit, welche jede Macht in ihrem Beginne zeigt, um zu erklären, daß das Schreckensregiment aufgehört habe, und die Thermidorianer, die ihrer Sache noch nicht ganz gewiß waren, sahen sich genöthigt, ihr neues Programm, das sie anfänglich nur als Anklageakte gegen Robespierre verkündet hatten, ernstlich fest zu halten.

Auch stimmte in diesem Punkte ihr eigenes Interesse mit den Wünschen der Mehrzahl der Gesammtheit überein. Sie durften nicht Maximilian den Zweiten spielen wollen, ohne sich der Gefahr eines gleichen Schicksales auszusetzen; auch fehlte es ihnen dazu sowohl an Kraft als an innerer Neigung. Man mußte mithin eine andere Haltung Frankreich gegenüber beobachten, ein neues System ankündigen, dem neunten Thermidor eine bestimmte Richtung und Tendenz unterlegen. Sie sahen dies ein und proclamirten „die Rückkehr zur Humanität“!

Nachdem diese Reaction einmal angekündigt war, wurde auch ihre Ausführung zu einer unabweisbaren Forderung; die Mäßigung wurde das neue Panier des Tages. Die Thermidorianer erhoben also zu ihrem eigenen Vortheil die Milde zum Regierungsprincipe, wie die Jacobiner den Schrecken; allein es geschah nur

aus kluger Berechnung, erst nachdem sie gesiegt hatten; es war nicht der beabsichtigte Zweck ihres Sieges.

Der erste Akt, durch welchen die Departements die Aenderung des Regierungssystems erfuhren, war das Decret vom 30. Thermidor, durch welches der Convent die beauftragten Repräsentanten abberief. Hierdurch wurde deutlich zu erkennen gegeben, daß die Regierung ihr Vertrauen denen entzogen habe, welche die Revolutionstribunale und das Schaffot durch ganz Frankreich eingeführt hatten. Jean-Bon-Saint-André, Prieur, Bréard, Laignelot verließen Brest, und im Fructidor kamen Faure und Tréhouart an ihre Stelle. Nach Rennes und von da nach Nantes kamen die Repräsentanten Bollet und Boursault.

Die Gefängnisse wurden nach und nach leer; die am meisten gravirten Terroristen wurden von ihren Aemtern entfernt; endlich endete auch Carrier, von den Verwünschungen der gangen Bretagne verfolgt und von Philippe Tronjolly dem Revolutionstribunale von Paris denuncirt, auf dem Schaffot. Man glaubte endlich hoffen zu dürfen, daß die Tage der Prüfung vorüber wären.

Allein die Revolution vom 9. Thermidor, welche für das ganze übrige Frankreich der Beginn einer ruhigeren Aera war, wurde für die Republikaner der Bretagne das Signal einer noch unerträglicheren und blutigeren Unterdrückung, als welche sie so eben erduldet hat-

ten. Die Royalisten, welche jetzt mit geringerer Erbitterung verfolgt wurden, benutzten diesen Zeitpunkt, um ihre Insurrection auf's Neue zu organisiren und die Patrioten, welche mit Mühe eben erst der Guillotine der Jacobiner entgangen waren, fielen nun allerwärts unter den Kugeln der Chouans.

## XVI.

Chouanerie. — Der Capitain Rigaud. — Eine republikanische Escorte.

Unser Departement, welches in der Mitte von den Departements Morbihan, Ile-et-Vilaine und Cornouaille eingeschlossen lag, war so zu sagen der Heerd dreier bretagnischer Chouanerien; dabei hatten die Royalisten einen der thätigsten und unternehmensten Männer, die je ein Bürgerkrieg hervorgebracht hat, zum Anführer.

Dieser Anführer war ein wenig bekannter Edelmann, Namens Boishardy, der bisher sein Leben einzig damit zugebracht hatte, auf die Wolfsjagd zu gehen und den jungen Pachtersfrauen den Hof zu machen. Die Bauern fürchteten ihn wegen seiner Stärke und seiner Kühnheit und liebten ihn wegen seiner vertraulichen Offenheit, seiner Heiterkeit und seiner ungekünstelten Gutmüthigkeit. Er hatte nie gesucht, besser oder schlech-

ter zu sein, als er von Natur war. Er gehörte zu jenen Menschen, die unbefangen den unmittelbaren Eingebungen ihrer Gefühle folgen und wie dazu geschaffen sind, populär zu werden, weil sie das Glück haben, neben jeder ihrer Tugenden zugleich einen Fehler zu besitzen, der sie auch dem weniger feinen Gesichte des großen Haufens erkennbar macht; die wohl schlechter Handlungen fähig sind, wenn sie von Leidenschaft getrieben werden, aber keiner Bosheit, weil die Bosheit sittliche Verdorbenheit und vorgefaßte Absicht voraussetzt; Naturen, die wie höckerige Bäume und unebene Gegenden durch den bloßen Reiz der Lebendigkeit und Mannigfaltigkeit für sich einnehmen.

Noch ehe die Revolution Boishardy zu einem Parteichef gemacht hatte, war er schon wegen seiner Liebesabenteuer in der ganzen Umgegend berühmt geworden. Es war eine Art Lovelace im Kleinen, den man sicher jeden Sonntag beim Tanze oder in der Betstunde finden konnte; die übrigen Tage aber in den Mühlen, Schmiedeöfen oder an den Brunnen; kurz überall, wo junge Mädchen hinkamen und ein solcher Vogelsteller seine Netze anbringen konnte. Die Mütter fürchteten seine Nähe; die Ehemänner erblaßten, wenn sie ihn bei ihrem Hause vorüber gehen sahen, und der Pfarrer Brehard hatte sogar einmal gegen ihn gepredigt. Man kann sich denken, in welchem Grade er durch einen derartigen Ruf die Bewunderung oder (was

im Grunde auf dasselbe hinausläuft) den Neid rege machen mußte; keinen Bauer gab es, der nicht Herrn de Boishardy gekannt oder kennen lernen gewollt hätte. Seine Heiligsprechung hätte ihn nicht berühmter machen können.

Diese Popularität kam ihm sehr zu Statten, als er das platte Land aufzuwiegeln suchte, und es dauerte nicht lange, so war er der gefürchtetste Insurrections=chef der ganzen Bretagne.

Trotz der Wirren des Bürgerkrieges aber entsagte er seiner Galanterien nicht; sie hinderten ihn nur an der rascheren Verfolgung derselben; es fehlte ihm jetzt an Zeit so unbeständig, wie früher, zu sein. Außerdem hatte ihn auch seine neue Geliebte seit einiger Zeit ausschließ=lich an sich gefesselt. Sie selbst nannte sich Madame Catherine; wegen ihrer stolzen Schönheit und ihres hochmüthigen Charakters aber hatte sie unter den Chouans den Beinamen „die Königliche“ erhalten. Man sagte, sie stamme aus einer adeligen Familie des De=partements Ile=et=Vilaine. Wie Boishardy, hatte sie mit einem Liebesverhältnisse unter ihrem Stande be=gonnen, ihr Abenteuer mit einem jungen Müller aus Redon hatte so viel öffentliches Aufsehen gemacht, daß sie genöthigt gewesen war, in die Nähe von Loudéac zu flüchten, wo sie den Royalistenchef kennen lernte. Sie hatte ihn mehrere Male auf seinen Expeditionen begleitet und wachte über alle seine Handlungen mit

einer ängstlichen Eifersucht, der sich Boishardy geduldiger, als man es von ihm erwartet hätte, unterwarf.

Das Umsichgreifen der Chouanerie hatte, wie leicht zu errathen, unsern Handel sehr erschwert. Aller Verkehr war unterbrochen und das Reisen fast eine Unmöglichkeit. Man mußte sich daher mit seinen Unternehmungen auf die zunächst gelegenen Städte beschränken, und auch das war nicht ohne alle Gefahr. Als mich gegen Ende des Thermidor 1794 ein Handelsgeschäft nach Lamballe führte, begegnete ich, als ich eben aus dem Gasthaus heraustrat, unserm ehemaligen Arzte, dem Bürger Launay, den ich seit meinem Besuche zu La Hunaudair nicht wieder gesehen hatte.

Die Zeiten hatten nicht die geringste Veränderung in seinem tadelsüchtigen Charakter bewirkt. Während der Herrschaft Robespierres war er als Feuillantist verhaftet worden, nach dessen Sturze wurde er Jacobiner, und jetzt äußerte er gegen mich sein lebhaftes Bedauern über den Verfall der „heiligen Guillotine“, der er selbst nur durch den 9. Thermidor unerwartet entgangen war. Der Geist des Widerspruchs überwog bei ihm sogar den Trieb der Selbsterhaltung. Die Wahl der Ansichten, zu denen er sich bekannte, beruhte bei ihm nie auf Vernunftgründen; aus einem gewissen Haßgefühl schloß er sich stets nur an die Minorität an, wie sich Andere aus Feigheit stets der Majorität anschließen. Er machte sich wenig aus den plötzlichen politischen Um=

wälzungen, wenn er nur nicht zu denken brauchte, wie die große Mehrzahl; für ihn lag Vernunft, Pflicht, Würde lediglich in der Opposition. Er rühmte sich dieser feindseligen Eigenschaft und nannte seine ewige Unzufriedenheit seine „Unabhängigkeit“.

Er erzählte mir viel von den Gewaltthätigkeiten, welche von den Chouans im Lande begangen würden; nannte die Nachsicht der neuen Regierung Verrath und erklärte mir, daß ich nicht ohne die größte Gefahr mich nach Lachèze, wohin ich gehen wollte, begeben könnte.

„Dank den Muscadins, die jetzt am Ruder sind,“ fuhr er fort, „unsere Fluren gleichen jetzt der großen Wüste und nur in Caravanen darf man sie zu bereisen wagen; da kommt übrigens Capitän Rigaud; vielleicht kann Dir der aus der Verlegenheit helfen.“

Ein Mann von ungefähr vierzig Jahren kam um die Straßenecke und schritt auf uns zu. Er trug einen sehr abgetragenen militärischen Ueberrock, Holzschuhe ohne Absätze und einen alten Filzhut mit einer dreifarbigen Feder.

„Wissen Sie eine Gelegenheit nach Lachèze, Capitän?“ rief ihm der Doctor aus der Ferne entgegen.

„Ich gehe selbst morgen mit einem starken Detachement nach Loudéac,“ antwortete der Offizier.

Launay erfaßte mich bei der Hand.

„Dann nehmen Sie wohl diesen jungen Mann hier mit?"

„Sehr gern," erwiederte Rigaud, mich grüßend; „wir brechen aber schon vor Tagesanbruch auf."

„Baptiste wird sich schon in Bereitschaft halten; aber bedenken Sie nur, daß Sie mir für ihn verantwortlich sind, und sagen Sie nicht, wenn Sie zurückkommen, wie jener Feuillantist von Caïn, daß ich ihn nicht Ihrer Obhut anvertraut."

„Was wir am sorgfältigsten behüten, ist nicht immer auch am meisten geschützt," entgegnete der Capitän; „Niemand kann in jetziger Zeit für einen Andern einstehen: Carpe diem quam minimum credula postero."

Launay wandte sich gegen mich und sagte:

„Du mußt wissen, Rigaud hat gute Schulkenntnisse; er frühstückt mit dem Cicero, ißt zu Mittag mit dem Virgil, zu Abend mit Horatius und spricht lateinisch, wie ein Professor; was ihm aber dennoch sehr brauchbar für einen Krieg gegen Niederbretagner ist."

„Brauchbarer, als Sie glauben," sagte der Capitän; „denn meine Studien verleihen mir eine Ruhe, die Ihnen abgeht. Sie wissen gar nicht, welchen Werth eine Lieblingsneigung hat, Doctor! Sie beschäftigt uns fortwährend, wie eine Leidenschaft, ohne doch so zu beunruhigen, wie diese. Glauben Sie mir, da einmal

das Leben weiter Nichts ist, als ein schlecht hängender Wagen, der uns in den Tod fährt, so handeln die am weisesten, welche die Vorhänge herablassen und sich weder um das Ziel noch um die Stöße weiter kümmern."

„Und sich auch keine neuen Schuhe machen lassen," setzte Launay hinzu, einen Seitenblick auf des Capitäns Fußbekleidung werfend.

Letzterer lächelte, ohne darauf zu antworten und sagte, indem er uns Beide mit der Hand grüßte: „Also Morgen, Bürger, auf der place d'Armes."

Ich verbeugte mich und versprach pünktlich mich einzustellen und der Capitän ging wieder weiter.

Launay sah ihm mit in einander geschlagenen Armen nach; dann sagte er achselzuckend halblaut vor sich hin: „Auch ein armer Teufel, der bestimmt ist, vierzig Jahre lang in seinem Vaterlande zu dienen und dann mit zerrissenen Hosen in irgend einem abgelegenen Winkel zu sterben! Siehst Du, Baptiste, die schlichten und aufopferungsfähigen Leute sind die Lastthiere der Gesellschaft; so lange sie noch gehen können, bürdet man ihnen Lasten auf; und wenn sie stürzen, zieht man ihnen die Haut ab. Es giebt nur zwei sichere Mittel, auf dieser Welt es zu Etwas zu bringen: entweder unnütz oder schlecht sein. Wer das Eine oder das Andere zu sein versteht, der ist glücklich."

Am andern Morgen weckte mich der Rappel und eiligst nahm ich meine Jagdflinte über die Schulter und

begab mich auf die place d'Armes. Hier fand ich den Capitän schon, in demselben Costüm, wie den Abend vorher, an der Spitze seiner Compagnie. Die hundertundfünfzig Grenadiere von l'Hérault, die er commandirte, hatten, wie er, nur einige vereinzelte Stücke ihrer Uniform behalten. Die Meisten trugen grenadierartig aufgekrämpte Strohhüte, leinene Ueberröcke mit blauen Aufschlägen und an den Füßen Filzlappen oder mit Bindfaden befestigte Sohlen. Wenn man sie so sah, bewaffnet mit geschwärzten Carabinern, mit ungleichen Säbeln und mit Pistolen, die an einem Stricke hingen, den sie um den Leib gegürtet hatten, glaubte man einen Trupp Banditen vor sich zu haben, hätten sie nicht durch die geschlossene, feste Haltung ihres Marsches, und die eigenthümliche Präcision militärischen Gehorsams sich als Soldaten kund gegeben; nicht als die Soldaten, wie wir sie heutzutage sehen, mit rosenfarbigen Gesichtern, behandschuhten Händen und coquetter Haltung, sondern als Soldaten von ehemals, mit von Sturm und Sonnenhitze gebräunten Gesichtern, struppigen Bärten, ausgehungert, von Pulver geschwärzt und mit einer Erbitterung gleich der der homerischen Götter für ein Zauberwort kämpfend, dessen Sinn sie nicht einmal verstanden.

Den Grenadieren hinterdrein marschirte ein Trupp Freiwilliger, mit Dreschflegeln und Sicheln bewaffnet; dies war die Schnittercompagnie, welche auf ein Decret

des Convents gebildet worden, „um das Getreide der eroberten Landstriche zu mähen und zu dreschen.“

Ich nahm meinen Platz neben dem Capitän, zur Linken des Detachements und einige Zeit lang marschirten wir schweigend neben einander her. Inzwischen fing es an zu tagen; der Wind hatte sich gelegt und die Vögel sangen, ihre Federn schüttelnd, längst den lebendigen Hecken. Mein Begleiter machte mich auf den von dem vollen Glanze der aufgehenden Sonne beleuchteten Horizont aufmerksam. „Eine italienische Morgenröthe, Bürger,“ sagte er lächelnd zu mir: „Tithoni croceum linquens aurora cubile.“

„Ich sehe, daß Sie mit Virgil ebenso vertraut sind, wie mit Horaz,“ bemerkte ich.

„Seit zwanzig Jahren schon pflege ich mir in der freien Natur ihre Schilderungen derselben in's Gedächtniß zurückzurufen,“ antwortete er; „bei jedem Bilde, das sich meinen Augen darbietet, fällt mir irgend ein passender Vers aus ihnen ein.“

„Seitdem Sie hier sind, müssen Ihnen öfters auch Verse des Lucan eingefallen sein?“

„Leider! ja, ihre Bretagne gleicht dem blutigen Mantel des Bürgers Jesus. Jeder will ein Stück davon haben.“

„Und ist denn kein Ende dieses unseligen Kampfes abzusehen?“

„Vergebliche Hoffnung, so lange noch die Repräs-

sentanten und die Generäle bei gleichgetheilter Gewalt entgegengesetzte Pläne haben. Jeder handelt für sich allein und ohne Verantwortlichkeit. Im Falle des Sieges rühmt sich Jeder desselben; im Falle einer Niederlage kann keiner deshalb zur Verantwortung gezogen werden. Außerdem ist auch die republikanische Armee nicht stark genug. Nachdem der Wohlfahrtsausschuß in seinen Depeschen oder in den Journalen stets sechzigtausend Mann hat angeben lassen, glaubte er nun am Ende selbst an die Richtigkeit dieser Angabe; in Wahrheit haben wir aber nur dreißigtausend Mann, um viertausend Quadratmeilen Binnenland und hundertundfünzig Meilen Küstenland zu decken. Von diesen schmachten außerdem sechstausend in den Hospitälern; zehntausend sind ohne Waffen, und Allen fehlt es an Schuhen und an Brod. Bei Vitré sah ich eine Compagnie Grenadiere, die aus Mangel an Kleidern nicht aus ihren Baracken herauskonnten; in Fougère haben sich die verhungerten Soldaten berathschlagt, ob sie Fleisch von Leichen essen wollten. Das wäre Alles noch Nichts, wenn es sich dabei um eine Entscheidung durch eine Schlacht handelte; dann würden wir unsere Grenadiere wie einen Haufen hungriger Wölfe in's Feuer führen; so lange sie noch Patronen zu beißen haben, fühlen sie weder Hunger noch Frost; so aber führen wir hier Krieg wie in dem Mährchen der tausend und einen Nacht; und die Bauern schießen auf uns. Wenn wir

das Feld behaupten, finden wir Nichts als Bauern, die auf ihren Feldern arbeiten; Weiber, welche spinnen, und Kinder, die vor uns ihre Mützen abnehmen; müssen wir uns aber zurückziehen, so kommt aus jedem Graben ein Bewaffneter zum Vorschein und jedes Ginstergebüsch verwandelt sich in einen Feind; jedes Kind, jede Frau, jeder Bauer hat eine Kugel oder einen Stein für uns; wer nur zuschlagen kann, schlägt zu. Zudem hat diese westliche Menschenrace eine unermüdliche Ausdauer in ihrem Hasse; von ihrer Abspannung oder Entmuthigung ist gar Nichts zu hoffen; sie hat einen wahren Hunger nach uns Blauen.

„Impastus stabula alta leo ceu saepe peragrans. So lange es hier noch Pulver und Musketen giebt, darf die Republik auf keine Besiegung rechnen; es ist daher ganz fruchtlos, gegen diese Leute zu kämpfen; sie zu tödten, wäre barbarisch; man muß sie wie unbezähmbare Thiere behandeln, denen man die Klauen abschneidet und die Zähne ausfeilt.“

Der Capitän hatte eben aufgehört zu sprechen, als man ihm meldete, die Plänkler hätten einige hundert Schritte von der Straße ab ein Getreidefeld entdeckt. Er ließ sogleich Halt machen, nahm fünfzig Grenadiere und die Schnittercompagnie mit sich und ging nach der bezeichneten Stelle ab.

Wir fanden ein Weizenfeld, deren dürftige Aehren hie und da in höheren und dichteren Büscheln hervor-

ragten, wie dies gewöhnlich auf dürrem und schlecht cultivirtem Boden der Fall ist. Mein Begleiter betrachtete das Feld mit einem prüfenden Blicke.

„Timeo Danaos et dona ferentes!“ sagte er, sich gegen mich wendend, „diese Getreidefelder sind, wie die Zuckerrohrfelder, Schlangennester. Ehe die Schnitter die Sichel daran legen, untersucht mir Alles sorgfältig mit dem Bajonnet, meine Braven.“

Zwölf Grenadiere luden ihre Gewehre und durchstreiften von vier verschiedenen Punkten aus das Feld, indem sie von da Alle auf einen gemeinschaftlichen Punkt losmarschirten. Nach einigen Augenblicken kamen sie wieder zurück und brachten einen Bauer geschleppt, den sie mitten im Felde versteckt gefunden hatten. Der Capitän fragte ihn nach seinem Namen.

„Claude Perrot,“ antwortete kurz der Bauer.

„Wo wohnst Du?“

„In Guessoy.“

„Was machtest Du in dem Felde dort?“

„Ich schlief.“

Rigaud sah mich an.

„Dieser Kerl will sich hier das Ansehen eines Catull geben,“ sagte er: „mollis in inculta sit mihi somnus humo. Aber Deines Gleichen,“ fuhr er wieder, zu Claude Perrot gewendet, fort; „schlafen in der Regel nicht in einer Furche, warum schliefst Du nicht zu Hause?“

„Weil in meinem Hause mich die Chouans getödtet haben würden, wie sie schon meine Frau und meinen Sohn getödtet haben.“

„Was sagst Du?“

„Ja,“ fuhr der Bauer fort und sein bleiches Gesicht belebte sich durch den Ausdruck einer schmerzlichen Furcht; „M. Laroche*) kam vor acht Tagen, ich lag gerade krank zu Bett; zuerst sagten sie zu meiner Frau und zu dem Kinde, sie hätten Hunger; es wurde ihnen Alles gebracht, was wir hatten; sie aßen und tranken sich satt, dann fragten sie, wo ich wäre.

—„In Montcontour,“— antwortete meine Frau, die für mich fürchtete.

—„Wahrscheinlich verkauft er wieder sein Getreide an die Blauen,“— rief ein Chouan. —„Die Frau will es nur nicht sagen.“— Da erhob sich Laroche wüthend vor Zorn.

—„Dein Mann soll seinen Lohn schon bekommen,“— sagte er; —„aber zeige uns erst, wo er sein Geld versteckt hat.“—

„Meine Frau weigerte sich; da zogen sie ihr die Schuhe aus, um ihre Füße in's Feuer zu stecken; das Kind fürchtete sich und fing an zu schreien; da führte

*) Dieser Laroche, ehemaliger Zollbeamter, führte eine Bande an, welche sich den Namen Royal-Carnage gegeben hatte.

sie sie in den Stall, wo das Pachtgeld lag und gab ihnen Alles. Dann tranken sie abermals und sprachen eine kurze Zeit leise miteinander; endlich gab ihnen Laroche durch ein Zeichen Befehl, Marianen mit dem Kleinen hinauszuführen, was sie thaten. Da wollte ich aufstehen und ihnen nachgehen, aber sie hatten die Thür verschlossen, und als ich sie zu öffnen versuchte, hörte ich mit einem Male das Veni Creator singen und ein Gewehrfeuer; sie hatten Marianen und mein armes Kind erschossen.“

Hier schwieg der Bauer. Ein krampfhaftes Zucken bewegte alle Muskeln seines Gesichtes und Thränen liefen über seine gebräunten Wangen. Ich konnte mich eines Ausrufs des Entsetzens nicht enthalten.

„Und Gemeindebeamten von Guessoy haben keine Klage darüber vor dem District geführt?“ fragte der Capitän.

„Unsere Gemeindebeamten sind alle theils ermordet, theils entflohen,“ antwortete Claude.

„Also habt Ihr Niemanden mehr, die Schwachen zu schützen und Recht zu sprechen?“

„Niemanden!“

„Warum sucht Ihr Eure Zuflucht nicht in den Städten?“

„Wie sollen wir uns dort ernähren? die Straßen können wir nicht pflügen, unsere Ochsen können das

Pflaster nicht fressen; der Bauer braucht zum Leben das Feld, wie der Fisch das Wasser.“

„Und jeden Abend müßt Ihr Eure Wohnungen verlassen?“

„Ja; die, welche an der Küste wohnen, steigen in Barken und bringen die Nacht darin zu; wir andern aber haben keinen andern Zufluchtsort, als Gebüsche oder Getreidefelder.“

„Du hieltest Dich also in diesem Felde verborgen?“

„Seit drei Monaten schon.“

„Suche Dir einen andern Ort aus, denn jetzt müssen wir Deine Schlafkammer niedermähen.“

„Wie?“

„Sieh hier.“

Dabei zeigte ihm Rigaud die Schnitter, welche das Feld umzingelt hatten und zu mähen anfingen; Claude schrie überrascht und erschrocken auf.

„Jesus! was machen sie da?“ rief er.

„Sie ernten auf Rechnung der Republik.“

„Aber dies Getreide gehört mir!“

„Dir?“

„Es ist das Einzige, was mir noch übrig ist; denn alles Andere haben die Dragoner von Montcontour als Heu für ihre Pferde abgehauen. Um des Himmels Willen, Capitän, lassen Sie sie nicht weiter mähen. Ich bin ein Patriot, wie Sie, die Chouans

haben ja die Meinigen getödtet; hört auf zu mähen, Bürger! Hört auf zu mähen!“

„Wir müssen dem Befehle des Wohlfahrtsausschusses Folge leisten,“ entgegnete Rigaud.

„Das geht nicht an!“ rief der Bauer, dessen Verzweiflung wuchs, je mehr von seinem Felde unter der Sichel niederfiel; „Niemand kann so Etwas befehlen; jeder muß doch sein Recht und sein Eigenthum haben.“

„Eure Fluren sind wie erobertes Land zu betrachten; Alles unterliegt hier der Requisition für den Dienst der Armee; der Soldat muß zu leben haben.“

„Und ich?“ fragte Claude mit entschiedenem Nachdrucke.

„Du,“ antwortete der Capitain verlegen, „Du mußt bei der Republik reclamiren.“

„Ja, die den Kerkermeister oder den Henker mit der Bezahlung beauftragt. Nein, das geht nicht an; laßt einem armen Christen, was Gott ihm gelassen. Zurück, Ihr da! diese Ernte gehört mir, Niemand darf sich an ihr vergreifen. Zurück! wenn Ihr keine schlechten Menschen oder keine Diebe sein wollt.“

Dabei stürzte er auf die Schnitter los, trieb sie zurück und vertheidigte mit beiden Armen sein Feld, als wenn er einen Freund vertheidigte. Alsbald erhoben sich zwanzig Sicheln über seinem Kopfe; ich eilte herbei und nur mit Mühe gelang es mir, ihn den Angriffen der Soldaten zu entreißen.

„Das ist ein verkleideter Chouan," riefen einige Stimmen.

„Er hat uns Diebe und schlechte Menschen genannt."

„Schlagt ihm doch den Schädel ein."

„Hängt ihn an den ersten besten Baum am Wege auf."

„Lauf' davon, wenn Dir Dein Leben lieb ist," sagte Rigaud zu ihm, der seine Grenadiere kannte und sich wenig Rechnung auf ihren Gehorsam in diesem Falle machte.

„Die Frucht meines sauern Schweißes," hob Claude wieder an, mit einem Ausdruck frommer Liebe, wie sie der bretagnische Bauer zu seinem Getreidefelde hat, die Hände faltend.

„Mache, daß Du fortkommst," wiederholte der Capitain ihn fortstoßend.

Claude blickte trostlos umher, hob, halb traurig, halb wüthend, seinen Hut auf, den er hatte auf die Erde fallen lassen und sagte: „Gut, die Royalisten haben mir die, welche ich liebte, getödtet, und die Blauen rauben mir mein letztes Stück Brod. Da denn auf keiner Seite Gerechtigkeit gilt, so weiß ich, daß sie sich ein Jeder selbst zu verschaffen suchen muß."

Dabei streckte er die Hände gegen die Schnitter aus und fuhr fort: „Schneidet zu, schneidet das Getreide des Armen weg; aber so wahr, als ich ein Christ

bin, werde ich von Andern das wieder verlangen, was man mir heute raubt.“

Die Soldaten antworteten mit Drohungen und Spott darauf; aber Claude schien nicht darauf zu achten, er warf noch einmal einen Blick auf sein zur Hälfte schon gemähtes Getreide, kreuzte die Arme unter seinem Mantel von Ziegenfell und ging langsam weg. Wir sahen ihn nach, bis er hinter den Gebüschen verschwunden war.

„Wieder ein Soldat mehr für die allen Lebendigen und allen Besitzenden feindlichen Banden,“ murmelte der Capitain vor sich hin. „Wir können hier nicht bestehen, ohne alle Rechte zu verletzen und jede Rechtsverletzung schafft uns einen neuen unversöhnlichen Feind. Dieser Krieg bewegt sich in einem fehlerhaften Kreise, Bürger; es ist ein Syllogismus ohne Ausweg, dessen Schlußsatz fortwährend dem Vordersatze widerspricht.“

Unterdessen war das Getreide vollständig gehauen, in Garben gebunden und auf Wagen geladen worden; das Detachement setzte seinen Marsch wieder fort und so kamen wir nach Montcontour. Der Capitain ließ hier einige der Schnitter zurück, um Getreide zu mähen und, nachdem wir eine Stunde ausgeruht, marschirten wir abermals weiter.

Je weiter wir vorrückten, desto wüster wurden die Felder; die Hecken längs des Weges waren kürzlich abgehauen worden, um den Chouans jede Möglichkeit

eines Hinterhaltes zu benehmen; die Brachfelder waren mit hohen Distelsträuchern bewachsen; hier und da nur sah man einige schmale Stücken Landes, dessen grünliche Stoppeln verriethen, daß man sie aus Noth oder aus Furcht vor Raub vor der Zeit abgemäht hatte. Keine Spuren von Wagen sah man auf dem Wege, kein Gesang der Hirten erklang von den Anhöhen, kein Glockengeläute tönte aus der Ferne herüber. Auch die Dörfer schienen wie verlassen. Jedes Haus war sorgfältig verschlossen, von den Ziehbrunnen waren die Seile und Eimer abgenommen, kein Laut erscholl aus den Ställen. Dennoch sah man frisch aufgeschüttete Streu; aus mehreren Essen stieg Rauch auf und Alles deutete an, daß die Einwohner noch kürzlich dagewesen sein mußten, und daß sie plötzlich wie durch einen Zauberschlag daraus verschwunden waren.

„Man hat Nachricht von unserem Heranrücken erhalten,“ sagte der Capitain zu mir, „ich weiß gar nicht, wie es möglich gewesen, aber diese Oede beweißt es. Die Bauern müssen die Geister der Luft zu ihren Befehlen haben oder uns wittern wie das Wild die Hunde.“

Nachdem wir abermals Halt gemacht, um ein Feld Gerste und einen schmalen Streifen Mischkorn abzuhauen, kamen wir nach Pleuguenas, wo die Truppe einige Zeit lang rastete. Ich und der Capitain benutzten dies, um uns in dem Dorfe umzusehen, das so ver-

lassen wie die anderen war. Der Freiheitsbaum war umgerissen, die dreifarbige Fahne zerstückelt und alle mit dem Wappen der Republik versehenen Maueranschläge heruntergerissen. An der Kirche jedoch sahen wir einen Anschlag, der noch unversehrt war; dies war das Decret des Wohlfahrtsausschusses, welches die Bildung von Compagnien zu Niederhauung der Büsche und Sträucher längs der Straßen anordnete; darüber stand Folgendes mit großen Buchstaben mit der Feder geschrieben:

„Jeder, der eine Hecke oder einen Baum für die Blauen umhaut, kann darauf rechnen, binnen vierundzwanzig Stunden in seiner Wohnung niedergeschossen zu werden.

„Beschlossen im Feldlager der Gutgesinnten.

„Gezeichnet: Lajoie.

„Tranche Montagne genannt Denis.“

Rigaud und ich sahen uns einander an.

„Sehen Sie nun, warum sich keiner der Einwohner zur Bildung dieser Compagnie gestellt hat?“ sagte er kopfschüttelnd zu mir. „Hier haben Sie den Beweis, Decret für Decret widersetzen sich uns die Chouans, und diesen wird gehorcht, weil die Bestrafung des Ungehorsams gegen sie die nächste Gefahr ist, welche die Bauern bedroht. So sind alle entweder freiwillig oder gezwungen unsere Feinde; wir sind hier verschrien wie der leibhaftige Teufel. Wenn man zu den kleinen

Kindern, welche weinen, sagt: „die Blauen kommen!“ sind sie augenblicklich still und verstecken sich; die Hunde selbst kennen uns und bellen, wenn wir in ihre Nähe kommen; überall sucht man uns zu täuschen, uns zu entfliehen, uns zu vertreiben. Gegen solche Feinde müssen unsere Soldaten endlich erbittert werden, und den Haß, mit dem sie sich verfolgt sehen, durch Grausamkeit erwidern. Auch hat das Unglück sie gefühllos gemacht: infelix nescit amare.“

Wir rissen die von den beiden Anführern der Gutgesinnten unterzeichnete Bekanntmachung ab und setzten unsern Marsch weiter nach Uzel fort, wo wir erst spät in der Nacht ankamen. Die Gemeindebeamten waren davon in Kenntniß gesetzt und erwarteten uns. Ich ließ den Capitain sich mit ihnen über das Einquartieren der Truppen berathen und begab mich allein in das Gasthaus zum weißen Roß, dessen Wirth ich kannte.

## XVIII.

### Meister Floch, der Roßkamm. — Angriff der Chouans.

Meister Floch war ein Normann, der in seiner Person die Eigenschaften sämmtlicher Nachkommen Rollon's vereinigte und von dem die Garnhändler, Roßkämme, Fuhrleute und Hausirer stets mit einer gewissen, fast kindlichen Zärtlichkeit sprachen. Niemand verstand aber auch so gut wie er, sich mit ihnen über ihre Angelegenheiten zu unterhalten, sich mit ihnen zu freuen und sie in ihrem Unglücke zu trösten. Dabei hatte er ein bewunderswürdiges Gedächtniß; alle Reisende, die bei ihm einkehrten, wußte er mit Namen, mit Vornamen und Zunamen, er kannte die Zahl ihrer Kinder, die Eigenschaften ihrer Pferde, er wußte, ob sie sich selbst rasirten und ob sie lieber Speck mit Erbsen oder Schöpsenbraten aßen. Mit seiner baumwollenen Nachtmütze auf dem einen Ohre und mit vorgestrecktem Bauche, ging Papa Floch von Einem zum Andern,

lachte, scherzte und wußte auch die Mürrischsten aufzuheitern. Daher war auch die Anhänglichkeit, die Alle an ihn hatten, so groß, daß sich selbst während der schlimmsten Tage keine Stimme gegen ihn erhob, die ihn anzuklagen gewagt hätte; sein Republikanismus hätte wohl zuweilen zweifelhaft erscheinen können, allein sein Aepfelwein war der beste in der ganzen Umgegend, sein Wein der billigste, seine Erzählungen die belustigendsten. Die Patrioten von Uzel konnten ohne Meister Floch nicht leben, so wenig, als die Pariser ohne Talma und Dugazon. Dieses Haupt abzuschlagen, wäre so gut gewesen, als hätte man die Lustigkeit selbst geköpft; wie hätte man noch lachen können ohne Meister Floch? wer hätte, wenn Meister Floch nicht mehr war, Jedem eine gute Anweisung geben sollen, wie man Früchte in Branntwein aufsetzt, oder ein Mittel rathen, Frostballen zu heilen? Wem hätte der guillotinirte Meister Floch mehr nützen sollen, als der lebende Meister Floch?

So hatte der Gastwirth zum weißen Roß glücklich die Schreckenszeit durchgemacht, ohne daß Jemand daran gedacht hätte, seinen guten Humor zu denunciren; bei jeder Streitfrage hatte man seine Person außer dem Spiele gelassen; seine Schenkwirthschaft war so zu sagen ein neutrales Gebiet gewesen, wo die Anhänger der verschiedenen Meinungen zusammen kamen, um sich gemeinschaftlich beim Weine zu vergnügen. In dieser

düsteren Zeit hatte ihm seine Lustigkeit eine Art von Unverletzlichkeit verschafft.

Als ich eintrat, drehte eben Meister Floch mit vielem Lärm einen Bratenwender, welcher in einem Winkel des ungeheuren Kamins angebracht war; er drehte sich um und stieß bei meinem Anblicke einen Ausruf freudiger Ueberraschung aus.

„Ah! das ist M. Baptiste,“ rief er, mit der Hand an seine Mütze greifend; „ich wußte wohl, daß er noch nicht gestorben war.“

„Sie auch noch nicht, Meister, wie ich sehe.“

„Ich auch nicht, mein schöner Kaufmann. Sie haben mir den Kopf gelassen, aus Furcht, daß sie sich nach meinem Tode langweilen möchten; Sie sind aber doch nicht zu Fuße gekommen?“

„Bitte um Entschuldigung, ja.“

„Allein?“

„Mit dem Detachement von Lamballe, dessen Capitain mich von hier abholen wird.“

„Hier?“

„Ja, hier.“

Meister Floch machte eine Geberde der Verwunderung.

„Ist Ihnen das nicht recht?“ fragte ich.

„Keineswegs,“ antwortete er mit einiger Verlegenheit; „aber es fehlt uns an Allem hier zu Lande; seit einigen Tagen haben wir Nichts als Schwarzbrod zu essen.“

„Auch wir essen schon seit mehreren Tagen weiter Nichts," erwiederte ich.

„Mein Aepfelwein ward alle."

„Da trinkt man keinen."

„Und ich habe nur ein Bett . . . ."

„Das theilen wir miteinander."

Der Normann kratzte sich hinter den Ohren.

„Ja," stotterte er . . . „wenn die Bürger damit vorlieb nehmen wollen . . . . aber ich fürchte, es wird ihnen nicht behagen . . ."

Er nahm seine Schürze beim Zipfel, rückte seine Mütze auf dem Kopfe hin und her und schien sich einen Augenblick zu bedenken.

„Das neue Gasthaus an der Ecke des Platzes ist sehr gut eingerichtet," hob er endlich an.

Verwundert blickte ich ihn an.

„Das heißt so viel, als Sie möchten uns gern los sein, Meister Floch!" rief ich.

Er wollte Etwas dagegen einwenden.

„Lassen Sie es nur gut sein," fiel ich ihm lachend in's Wort; „ich errathe Ihre Bedenklichkeiten; sie fürchten, Capitain Rigaud möchte so manchem Anderen von seines Gleichen ähnlich sein, die, wenn sie Küche und Keller aufgeräumt, wieder fortgehen und die Rechnung zu berichtigen vergessen; ich stehe aber für ihn und für mich selbst."

In diesem Augenblicke trat der Capitain ein.

„Vale hospiti," rief er, den Meister Floch militärisch grüßend; „die Meute ist in den Stall gebracht und nun kann der Hundetreiber der Ruhe pflegen."

Er knöpfte seinen bestaubten Oberrock auf, wischte sich den Schweiß von der Stirn und suchte einen Stuhl; der Wirth fragte uns, was wir wünschten.

„Alles, was Du hast, Bürger," antwortete der Capitain; „ich habe Hunger wie ein Schweizer und Durst wie ein Trompeter; zwei Gläser vor allen Dingen und eine Flasche von dem, was Du hast."

Meister Floch ging, um das Verlangte herbeizuschaffen.

„Vile potabis Sabinum cantharis," fuhr der Capitain gegen mich gewendet fort; „aber die ächten Republikaner sind mehr an einen Lauerwein gewöhnt als an Falerner; wir wollen zufrieden sein, wenn wir eine Omelette mit Speck und Brod zu beliebigem Gebrauch bekommen."

In diesem Augenblicke fielen seine Blicke auf das Kamin, vor welchem eine Gans sich am Bratspieß drehte, von der ein saftiger Thau auf breite Rostbratenscheiben, welche darunter in einer kupfernen Schüssel lagen, herabträufelte.

„Was ist denn das, Bürger Wirth?" rief er aufstehend; „erwartest Du denn heute Abend einen Volksrepräsentanten oder irgend einen Lieferanten?"

„Ich erwarte Niemanden," antwortete Meister Floch, der eben wieder hereingekommen war.

„Niemanden," wiederholte der Capitain; „nun da lebe die Eine und untheilbare Republik! Mache den Braten zurecht und richte an, mein Braver; wir werden ein Gastmahl, würdig eines Lucullus, halten."

„Entschuldigen Sie," stammelte der Normann; „aber diese Gans ist für einen Reisenden bestimmt, der sie sich zum Abendessen bestellt hat."

„Das gebe ich nicht zu," rief Rigaud; „das kommt zu erwünscht, als das man es sich entgehen lassen sollte: Rarae fumant civibus culinae. Eure Gegend steht übrigens jetzt unter militärischer Gewalt, ich nehme diese Gans in Requisition und befehle Dir, auf der Stelle anzurichten. Wenn Dein Reisender seinen Theil davon haben will, so mag er sich nur einstellen und ich will ihm selbst die drei besten Stückchen vorlegen: numero gaster impare gaudet; aber ihm Alles lassen, das wäre gegen die Grundsätze der brüderlichen Gleichheit, welche jetzt herrschen. Wo ist denn dieser Geflügelschmaußer? daß ich ein vernünftiges Wort mit ihm reden kann."

Meister Floch hatte noch nicht geantwortet, als sich die Thür öffnete; ein kleiner Mann trat herein, dessen breite Schultern aber eine ungewöhnliche Körperstärke verriethen; bei seinem Anblick fuhr der Wirth erschreckt zusammen.

„Was giebt es?“ fragte der kleine Mann, in einem Tone, der etwas Gleichgültiges und zugleich stolz Spöttisches hatte; „verlangte hier nicht Jemand mein Abendessen zu theilen?“

„Allerdings,“ stotterte Meister Floch.

„Ich habe nie einen Gast vertrieben,“ erwiederte der Unbekannte, indem er sich gegen uns wandte; „wollen die Bürger nur gefälligst sich dort hinein bemühen, es sollen noch zwei Couverts aufgedeckt werden.“

Wir folgten ihm in ein kleines Zimmer, wo ein Tisch gedeckt war, und er lud uns ein, Platz zu nehmen.

Ich und der Capitän befanden uns nun in einiger Verlegenheit. Die Art, wie der Fremde unserer Bitte zuvorgekommen war, machte uns ihm gewissermaßen verbindlich; wir waren nicht mehr in einem Wirthshause, sondern bei ihm als eingeladene Gäste. Der Capitän glaubte Etwas zu seiner Entschuldigung sagen zu müssen und citirte einen Vers des Phädrus über die Kühnheit, welche der Hunger giebt.

„Ich muß um Entschuldigung bitten, Bürger,“ entgegnete der Unbekannte, „aber das Latein ist eine Sprache, in welcher die Roßkämme nicht sehr bewandert sind; ich weiß davon gerade soviel, als mich der Schuhmacher von Vire gelehrt hat.“

„Du handelst mit Pferden?“ fragte ihn der Capitän verwundert.

„Ja; dies Geschäft ist vom Vater auf den Sohn

übergegangen. Ich bin Jean Boromé Flaville, gegenwärtig Caligula genannt, und Bürger von Vire.“

Rigaud warf einen forschenden Blick auf ihn. Wirklich trug er das Costüm der normännischen Roßkämme; eine Sammetjacke, große lederne Kamaschen, à la postillonne frisirte, ein wenig gepuderte Haare; allein die feinen Züge, das durchsichtige Auge und die weiche, langsame Sprache, welche den Nordländern vorzugsweise eigen sind, hatte er nicht; es war vielmehr das braune Gesicht, der große Kopf und die scharf accentuirte Sprache eines alten Cambriers.

Meister Floch hatte das Abendessen aufgetragen, und wir setzten uns zu Tisch. Als ich mich neben dem Bürger Flaville niedersetzte, stieß ich mit dem Ellbogen an einen Pistolenkolben, der aus seiner Tasche hervorragte; er bemerkte es, zog lächelnd die Pistole hervor und legte sie vor sich auf den Tisch.

„Du siehst, ich reise nicht ohne die nöthigen Vorsichtsmaßregeln, Bürger,“ sagte er zu mir; „das ist ein Paß, gegen dessen Richtigkeit Niemand Etwas einzuwenden hat.“

„Der Dir aber schwerlich gegen die Kugeln der Chouans Etwas helfen wird,“ bemerkte der Capitän dagegen.

„Barrère hat jetzt dem Convente die officielle Anzeige gemacht, daß es keine Chouans mehr gebe,“ sagte der Roßkamm, indem er sich einschenkte.

„Nichtsdestoweniger werden noch täglich unsere Convois angegriffen,“ sagte Rigaud.

„Das ist Eure eigene Schuld,“ entgegnete mit einem komischen Phlegma der Normann; „man hat Euch hunderterlei Mittel und Wege zur Pacification der westlichen Departements an die Hand gegeben . . . warum habt Ihr zum Beispiel nicht den Plan des Generals Guillaume angenommen?“

„Welcher war das?“

„Wie, Ihr kennt den Plan des Generals Guillaume nicht? Nun! mein Gott! ich denke, die republikanische Armee hat ihn durch Tagesbefehl bekannt gemacht. Der Plan des Generals Guillaume ist: eine Armee von achtzigtausend Mann zu bilden, von denen Jeder ein Zeugniß seines Bürgersinnes und ein Paar Schuhe zum Wechseln hat. Diese Armee muß in zwölf Colonnen abgetheilt werden, die acht Tage lang auf zwölf verschiedenen Wegen vorrücken, an der Spitze einen General und einen Volksrepräsentanten in neuen Anzügen. Jede Colonne läßt die zurück, welche unterwegs zum Marschiren untauglich werden, sodaß ungefähr die Armee bis zur Hälfte reducirt an die „Vier Wege“ bei St. Fulgers kommen würde. Hier würde sodann eine Pyramide aufgerichtet, und darauf die Menschenrechte und die Namen der Freunde der Humanität eingegraben, obendrauf eine große phrygische Mütze. Um diese Pyramide herum wird sodann eine Stadt mit

Märkten, großen Plätzen und Casernen für sechstausend Mann angelegt, welche den Namen „Gemeinde der Union" erhält. Endlich würde allen Chouans angekündigt, daß sie sich zur Erklärung ihrer Unterwerfung daselbst stellen könnten; es würden Sicherheitskarten an sie ausgetheilt und so das Land pacificirt." *)

Wir konnten uns nicht enthalten, über dieses seltsame Pacificationsproject zu lachen.

„Außerdem," fuhr der Roßkamm fort, „giebt es noch einen Plan des Bürgers Ricard, nämlich, alles Gehölz mit Fallgruben und Wolfsschlingen anzufüllen; sowie der der société populaire von Erné, welche die Bildung eines Bataillons patriotischer Hunde, die auf die Chouansjagd dressirt sind, anrathet. Ich wundere mich nur, warum man noch nicht darauf gefallen ist, sie mit der Leine oder der Leimruthe zu fangen."

In diesem Tone ging die Unterhaltung fort. Der Bürger Flaville war zwar etwas rücksichtslos und spöttisch in seinen Aeußerungen, im Uebrigen aber ein lustiger Gesellschafter. Er sprach wie ein Kenner von den Ortschaften, welche den besten Aepfelwein, die schönsten Mädchen und die vortrefflichsten Pferde hätten, befragte den Capitän über die Stärke seines Detachements, den Weg, welchen er einschlagen wolle, zu welcher Stunde er aufbrechen werde und gab ihm einige

*) Dieser Plan ist wirklich vorgeschlagen worden.

Rathschläge, wie er sich zu verhalten habe, um sich vor Gefahr zu schützen.

Als wir im Begriffe waren, vom Tische aufzustehen, trat Meister Floch herein und meldete, daß ein Gemeindebeamter, der Bürger Durmel, mit dem Capitän zu sprechen wünsche. Der Roßkamm, als er diesen Namen hörte, fuhr, wie es mir vorkam, erschreckt zusammen.

„Er möge hereinkommen,“ sagte Rigaud.

Und gegen uns gewendet fuhr er fort: „Sie werden einen merkwürdigen Menschen zu sehen bekommen; einen Mann mit einem Hasenherzen unter dem Federschmucke eines Pfauen. Hören Sie nur; das ist er, der diesen Lärm macht! . . . So pflegt er stets seine Ankunft im Voraus bemerklich zu machen.“

Wirklich hörten wir draußen ein überlautes Sprechen, Fluchen und Säbelklirren. Bald darauf wurde die halbgeöffnete Thüre heftig aufgestoßen und ein langer, hagerer Mann voll dreifarbiger Cocarden und Binden trat herein . . . Kaum aber waren seine Blicke auf den Pferdehändler gefallen, als er schnell zurückfuhr.

Dieser ging lächelnd auf ihn zu und sagte: „Nicht wahr, Gevatter, Du hättest nicht gedacht, mich hier zu treffen? . . . Das ist doch eine Fügung des Schicksals; heute Abend noch wollte ich Dir einen Besuch machen.“

„Mir?“ rief erblassend der Gemeindebeamte.

„Sind wir nicht alte Bekannte? . . . . ich hoffe

doch, Du wirst unsern alten Zwist wieder vergessen haben? Wir bleiben doch gute Freunde zusammen!“

„Gewiß! gewiß!“ stammelte der Gemeindebeamte.

„Gut; sage nur erst den Bürgern, was Du ihnen zu sagen hast, dann gehe ich mit Dir nach Hause.“

Dabei nahm der Roßkamm die Pistole, welche er auf den Tisch gelegt hatte, und lud sie mit einer gewissen gleichgültigen Nachlässigkeit, als wollte er sie nur prüfen. Der Capitän, welcher ihn aus der Ferne beobachtet hatte, zog den Municipalbeamten auf die Seite und fragte ihn leise: „Kennst Du diesen Mann wirklich?“

„Ja, ich kenne ihn,“ antwortete Durmel.

„Er treibt den Pferdehandel?“

„Ja . . . er handelt mit Pferden.“

„Weißt Du auch gewiß, daß er nicht gefährlich ist?“

„Ja wohl.“

Während der Gemeindebeamte diese Antworten gab, hatte er fortwährend seine Blicke auf den Normannen gerichtet.

„Beeilen wir uns, Durmel,“ sagte Letzterer, indem er sich noch immer mit seiner Pistole beschäftigte.

Darauf zog der hagere Mann ein Papier aus der Tasche und händigte es Rigaud ein; es war der der Empfangsschein für das Getreide, das er nach Uzel gebracht hatte und hier zurücklassen sollte. Jetzt trat

der Roßhändler zu uns und sprach, zum Capitän gewendet: „Auf Wiedersehen, Bürger; wir Beide streifen oft genug im Lande umher, um uns einmal wieder zu treffen.“

„Das kann sehr leicht der Fall sein,“ antwortete Rigaud trocken; „ich marschire stets bei Sonnenschein.“

„Ich suche den Schatten, wenn es heiß ist,“ entgegnete spöttisch Meister Flaville; „aber man kann sich von Weitem erkennen! Glückliche Reise und gute Geschäfte.“

Darauf wandte er sich zu Durmel, nahm ihn vertraulich unter seinen Arm und ging mit ihm aus dem Zimmer.

Der Capitän sah ihm nach.

„Mir scheint dieser Roßkamm häufiger seine Pistole, als seine Reitgerte zu gebrauchen,“ sagte er mit bedenklicher Miene.

„Der Bürger Durmel scheint ihn aber doch zu kennen,“ bemerkte ich dagegen.

Er schüttelte mit dem Kopfe.

„Möglich,“ sagte er; „aber ich bin hier schon so oft getäuscht worden, daß ich in diesem Satanslande Nichts mehr glaube. Tranquillas etiam naufragus horret aquas.“

Den Tag darauf verließen wir noch vor Tagesanbruch Uzel wieder und nahmen unsere Richtung nach

Saint-Caradoc. Die Luft war feucht, der Himmel mit Wolken bedeckt und tiefe Stille herrschte, welche nur von Zeit zu Zeit durch Verwünschungen unterbrochen wurde, welche die Soldaten über den Nebel und den schlechten Weg laut werden ließen. Wir Alle fühlten jenes Unbehagen, welches in Folge allzufrühen Aufstehens einzutreten pflegt. Das Detachement marschirte noch halb schlaftrunken in zwei unordentlichen Linien, die sich von Zeit zu Zeit auf den Ruf: „Schließt die Glieder!“ wieder in Ordnung stellten, um sich bald darauf aufs Neue zu trennen. Auch die Plänkler zu beiden Seiten der Straße überließen sich dieser schläfrigen Nachlässigkeit und gingen nur wenige Schritte vor uns voraus, ohne ihre gewöhnliche vorsichtige Aufmerksamkeit. Als wir an den Kreuzweg kamen, wo sich die Straße nach Saint-Caradoc von der nach Langast trennt, fiel hinter uns ein Schuß. Fast gleichzeitig, wie auf ein gegebenes Zeichen, wurde dieser Schuß von beiden Seiten des Weges aus beantwortet; mehrere Mann fielen und unsere Reihen geriethen einen Augenblick in Verwirrung.

Auf das Commando des Capitäns jedoch theilten sich die Grenadiere in Pelotons und bewegten sich nach Rückwärts, um den Kreuzweg zu erreichen, wo der Feind uns nicht angreifen konnte, ohne sich sehen zu lassen; schon erstreckte sich aber das Feuer der Chouans über die ganze Linie; von beiden Seiten des Weges

regnete es Kugeln auf unsere Reihen, welche sich zu lichten anfingen. Rigaud rief uns zu, daß wir uns los machen sollten: sogleich thaten wir dies und suchten über die Gräben zu springen, hinter denen die Chouans sich verborgen hielten; allein, vom Flintenfeuer zurückgetrieben, liefen wir nach dem Kreuzwege, wo der Capitän die Ordnung wieder herstellte.

Der Feind hatte fortwährend das größte Stillschweigen beobachtet; weder ein Geräusch in den Blättern, noch ein Appel, oder Commandoruf war zu hören gewesen . . . . mit einem Male hörte auch das Gewehrfeuer auf. Verwundert sahen wir uns einander an und wußten nicht, was vorgehen sollte. Plötzlich erscholl ein Signal von allen Seiten rings um uns herum . . . . unter lautem Geschrei drangen die Chouans vor; wir waren umzingelt.

Ein Gemurmel des Schreckens lief durch unsern Trupp, verstummte aber alsbald wieder; wir Alle sahen nun ein, daß unser Untergang gewiß war. Jeder griff nach seinen Patronen, nahm das Gewehr in Arm und bereitete sich vor, ehrenvoll zu sterben.

Der Capitän, den weiten Raum, welchen der Kreuzweg einnahm, benutzend, stellte uns in einem Carré hinter die Wagen auf. Er ermahnte uns, schonend mit dem Pulver umzugehen, nur auf Commando zu schießen und uns so zu benehmen, daß man uns

nicht für eine Compagnie des Bataillons de l'Unité*) halte; hierauf stellte er sich neben mich und so erwarteten wir schußfertig, was kommen würde.

Unterdessen waren die Royalisten aus ihrem Hinterhielt hervorgekommen und marschirten in allen Richtungen auf uns los. Bei dem ersten Scheine der Morgendämmerung, konnte man sehen, wie dieser schwarze, lebendige Kreis sich immer enger und enger um unser schwaches Häuflein zusammen zog. Der Feind rückte, ohne zu schießen, vor, als wollte er uns mit einem Male auf Schußweite niederstrecken. Der Capitän wandte sich mit einem ruhigen Lächeln gegen mich und sagte: „Moriturus te salutat!"

Die Chouans waren nur noch wenige Schritte von uns entfernt, als sie mit einem Male Alle sich schußfertig machten. In diesem Augenblick machte sich ein Geschrei in der Ferne vernehmbar und der Feind machte Halt; von der Straße von Langast her hörte man Pferdegetrappel und Flintenschüsse.

„Die Blauen! die Blauen!" riefen die Chouans.

Kaum hatten sie dies gesagt, so wurde der Kreis, von welchem wir umzingelt waren, durchbrochen und ein Detachement Dragoner erschien, welches auf unsere Feinde einhieb."

---

*) Ein Bataillon der Vendée, dessen Feigheit sprüchwörtlich geworden war.

Als die republikanischen Reiter uns erblickten, brachen sie in ein freudiges Hurrah aus und galoppirten auf uns zu.

„Das war die höchste Zeit, Populus," rief der Capitän, als er den commandirenden Offizier der Dragoner erkannte.

„Wie, Du bist es, Lateiner," sagte Populus mit einer Geberde der Ueberraschung.

„Ich werde mich zu revanchiren suchen, mein Römer."

„Amen," antwortete der Offizier, und ritt mit seinen Dragonern wieder davon, um die Chouans zu verfolgen.

Diese hatten aber schon das offene Feld erreicht. Eine Viertelstunde lang tiraillirten noch die Verwegensten hinter den Hecken, dann war Alles wieder still; der Tag war angebrochen.

Populus kehrte mit seinem Trupp wieder zu uns zurück und half uns das Schlachtfeld besichtigen. Wir fanden zehn Todte und noch einmal so viel Verwundete. Die am schwersten Verwundeten wurden auf die Wagen gelegt, die Anderen setzten sich zu den Dragonern hinten auf, welche mit uns vereint den Weg nach Loudéac einschlugen.

Unterdessen war es völlig Tag geworden und die sechs- bis achthundert Mann, die uns eine Viertelstunde vorher noch umzingelt hatten, waren verschwunden, als

hätte sie Alle die Erde verschlungen. Nichts, was auf ihre Spur führte oder andeuten konnte, was aus ihnen geworden. Diese Haiden, auf denen wir noch wenige Augenblicke vorher so viele Köpfe kriebeln, so viele Flinten erglänzen gesehen, waren jetzt wieder öde. Dann und wann nur ließ sich ein Bauer sehen, der mit seiner Sichel über der Schulter über die Haide schritt oder die Einfriedigung eines Brachfeldes mit Rasen bedeckte.

„Sehen Sie diese Kerls, die uns mit aufgesperrtem Munde verwundert nachsehen," sagte Rigaud; „fragen Sie sie einmal, gewiß haben sie nicht einmal das Schießen gehört; höchstens werden sie wissen, daß es überhaupt Chouans im Lande giebt; aber durchsuchen Sie nur die Hecken und Sie werden daselbst ihre englischen Carabiner verborgen finden, betrachten Sie ihre Hände und Sie werden sie von Pulver geschwärzt sehen. Ihr Wiedererscheinen ist nur List, ihre Sorglosigkeit Kühnheit. Der Krieg ist hier wie eine dramatische Aufführung mit Verkleidungen. Wenn Sie einen Chouan erwischt zu haben glauben, so finden Sie einen friedlichen Bauersmann, und kaum haben Sie den Rücken gekehrt, so ist aus dem Bauersmann wieder ein Chouan geworden. Deshalb haben auch unsere Generäle, weil sie zerstreute Feinde für vernichtet hielten, so oft den Untergang der royalistischen Armee verkündigt.

Zeitig kamen wir nach Loudéac, wo das Detachement Halt machte. Ich nahm vom Capitän Abschied

und setzte meinen Weg allein bis nach dem Dorfe Lachèze fort.

Die Geschäfte, welche ich daselbst abzumachen hatte, hielten mich so lange auf, daß ich mich genöthigt sah, über Nacht im Orte zu bleiben. Zum Unglücke war das einzige Gasthaus des Dorfes eine Schenke, deren Wirth mich verwundert anblickte, als ich zu soupiren verlangte; noch schlimmer aber war es, als ich von einem Nachtlager sprach. In dem ganzen Hause befand sich nur ein Zimmer, in welchem ein einziges Bett für den Wirth stand; indessen vermochte ich ihn doch, es mir gegen ein Assignat von zehn Livres abzutreten, und so legte ich mich schlafen.

## XVIII.

Eine Versammlung von Bandenchefs. — Ausrücken der Chouans.

Ich weiß nicht, wie lange ich schon geschlafen haben mochte, als ein Laut von Stimmen mich plötzlich aufweckte; ich drückte mich an die Wand, zog die Decke über die Ohren und hoffte so wieder einzuschlafen; allein die Stimmen, so wie Gläsergeklirr und lautes Gelächter erschollen immer lauter und lauter. Der Bettvorhang, welchen ich zugezogen hatte, verhinderte, daß ich die zudringlichen Gäste sehen konnte, die mich im Schlafe störten; ärgerlich brummend richtete ich mich auf und drückte das Auge an eine der kleeblattförmigen Oeffnungen meiner Bettwand; aber kaum hatte ich noch halb schlaftrunken einen Blick in das Zimmer gethan, als ich entsetzt in die Höhe fuhr.

Vier Chouans, mit der schwarzen Cocarde, saßen am Tische, ihre Flinten zwischen den Beinen. Einer derselben hielt Papiere in der Hand, die er überlas.

Beim Eintreten des Wirths, welcher eine neue Flasche Aepfelwein brachte, richtete er den Kopf empor und ich erkannte Meister Claude Flaville, den Roßkamm von Uzel.

„Haben Sie die Listen von Meslin und von Bréhan, Commandant?“ fragte einer der Chouans, der an seinem Filzhute mit der grünen Feder als ein solcher zu erkennen war.

„Ich habe sie,“ antwortete er.

„Wie viel Neue haben sich anwerben lassen?“

„Hier, sehen Sie.“

Dabei las er halb laut:

„Angeworben seit dem 8ten, für täglich zwei Livres und mit dem Versprechen von drei Livres vom Beginn der Campagne an, folgende: Chasse-Bleus, la Bécasse, la Volonté, Fleur de Chêne, Marche-à-Terre, Commode, l'Amoureux.“

„Viel zu wenig,“ bemerkte hierauf in scharfem, schneidendem Tone ein dritter Chouan mit einem Gesichte voll Blüthchen und einem verbundenen Auge; „alle Kirchspiele müssen ihre Mannschaften stellen, wie in der Vendée. Schlagt den Widerspenstigen die Ochsen todt, zündet ihre Hütten an; dann werden sie schon Alle marschiren.“

„Ja,“ sagte Flaville; „aber bei der ersten Gefahr werden Alle auch ihre Gewehre wegwerfen, um ihre Schuhe in die Hände zu nehmen.“

„Haben Sie keine Nachricht von Obéissant?*)“ fragte der Vierte, den man an seiner schwachen Stimme und nachlässigen Sprache leicht für einen fremden Edelmann erkennen konnte, der mehr an die Salonunterhaltung als an das Commandiren unter freiem Himmel gewöhnt war.

„Serviteur und Coco**) haben Nachricht von ihm,“ antwortete der Roßkamm.

„Nun?“

„Pitt verspricht Flinten, Pulver und rothe Jacken für unsere Bauern. Mit rothen Jacken und mit Federstützen lassen sie sich ins Feuer führen, als wenn es zum Tanze ging; die, welche fallen, sind schon glücklich genug, daß sie in einem neuen Anzuge ins Paradies kommen.“

Der kleine Chouan mit der schwachen Stimme schüttelte mit dem Kopfe.

„So lange man nicht eine Armee von Emigrirten ans Land setzen läßt, ist Nichts zu hoffen,“ sagte er; „Eure Bretagner sind ja ungebildetes Volk, mit denen man sich nicht verständigen kann. Was Sie bedürfen, meine Herren, ist nicht Pulver, noch Geld, sondern gebildete Leute zum Commandiren.“

„Lassen Sie das nur gut sein,“ rief Flaville iro=

---

*) Spitzname Cormatins.

**) Spitznamen Chantereau's und de la Bourdonnaie's.

nisch, „sie werden schon kommen, sobald keine Gefahr mehr ist, getroffen zu werden.“

„Wenn wir sie dann nämlich noch haben wollen,“ fiel der Mann mit dem blüthigen Gesicht ein.

Der junge Edelmann warf einen stolzen Blick auf ihn.

„Sie vergessen, daß der Adel seine besonderen Rechte hat,“ erwiderte er; „der König wird die Dienste Aller zu belohnen wissen; aber die erste Bedingung zur Wiederherstellung der Ordnung ist, sie bei Euch selbst einzuführen, indem Ihr Jedem den seinem Range angemessenen Platz anweist. Es herrscht hier eine Unordnung, welche die Emigration unmöglich länger dulden kann. Die royalistische Armee ist ja ebenso republikanisch, als die der Blauen. Hier sind ja Wildschützen in gleichem Range mit ihren Herren, und Ihr habt Obersten, die ihrer Geburt nach nur zu Recrutirungs-Sergeanten bestimmt sind.“

„Wie ich, zum Beispiel, mein Herr Vicomte?“ fragte höhnisch lachend der Chouan.

„Wie Sie, mein Lieber,“ antwortete mit boshafter Ruhe der Edelmann.

„Die Emigranten mögen nur kommen, um uns unsere Commando's zu entreißen!“ rief der dicke Mann, mit geballten Fäusten vom Stuhle aufstehend, „so kommt doch her, und Sie zuerst, wenn Sie es wagen.“

„Mein Herr . . .“ sagte der Adelige mit Stolz.

„Ruhe doch!“ rief Flaville dazwischen. „Der Vicomte hat, so viel ich weiß, keinen Auftrag vom König, die Grade in der Armee auszutheilen; und Du, lieber Benedict, fange doch keinen Streit an und laß ihn reden. Es ist Zeit, daß Du gehst; Du wirst erwartet.“

Der Bandenchef wollte Etwas erwiedern, aber auf einen Wink des Roßkamms verstummte er plötzlich, wie ein knurrender Hund, der von seinem Herrn zur Ruhe verwiesen wird. Er trank sein Glas aus, stand langsam auf, untersuchte seine Flinte und wandte sich dann gegen den Chouan mit dem grünen Federstutze:

„Kommst Du, Bail?“ fragte er ihn protzig.

„Wohin denn?“

„In den Wald von Lorges.“

Bail stand auf, Beide hingen ihre Flinten über die Schulter, wünschten Claude gute Nacht und gingen.

Letzterer, als sie hinaus waren, wandte sich nun gegen den Vicomte, der mit verdrießlicher Miene mit seinem Glase spielte.

„Sie thaten nicht recht, mein Herr,“ redete er ihn ernsthaft an; „Sie haben diese Männer beleidigt, die unsere besten Bandenchefs und uns unentbehrlich sind.“

„Ich wußte allerdings nicht, daß die Herren Bail und Benedict so unentbehrlich wären für das Wohl der Monarchie ... Ich habe das Unglück, mich nicht encanailliren zu können.“

Flaville blickte den jungen Mann an.

„Das sagt der Herr Vicomte nur aus Bescheidenheit,“ sagte er, „denn, irre ich mich nicht, so gingen Sie in Coblenz fast mit allen emigrirten Musquetieren um.“

„Die Musquetiere sind Edelleute, mein Herr,“ erwiederte trocken der junge Adelige.“

„Deswegen sind Sie wohl etwas Anderes?“

„Wenigstens geben Sie deswegen noch nicht ihre Vorrechte auf.“

Flaville zuckte mit den Achseln; es trat eine kurze Pause ein.

„Aber,“ hob darauf der Vicomte wieder an, „ich wußte nicht, daß Sie so genau von dem unterrichtet wären, was in Coblenz vorgeht . . . Ich erinnere mich nicht, die Ehre gehabt zu haben, Sie dort zu sehen.“

Claude erröthete ein wenig.

„Ich bin auch wirklich noch nicht über den Rhein gekommen,“ sagte er.

„Und Sie haben weise daran gethan,“ erwiederte der Vicomte in gleichgültigem Tone; „die Luft in Deutschland ist nicht gesund; ich habe selbst einen Cousin, der sich geweigert hat, zu emigriren und wir haben ihm einen Genter Spinnrocken geschickt.“

Flaville zitterte vor Ingrimm.

„Haben Sie mir nicht vielleicht auch einen mitgebracht, mein Herr Vicomte?“ fragte er.

„O nein,“ antwortete der junge Mann mit einem boshaften Lachen.

Claude blickte ihn fest an.

„Das hätten Sie thun sollen, mein Herr," sagte er mit erzwungener Ruhe; „denn hier verwandeln sich die Spinnrocken in Schwerter, hier haben wir es für besser gefunden, die Monarchie zu vertheidigen, als sie zu verlassen."

Der Vicomte wollte ihn unterbrechen.

„Oh! ich weiß, was Sie sagen wollen," fiel er ihm mit Heftigkeit in die Rede, „ich weiß, was die Emigration von uns denkt und welches ihr Plan ist. Wenn wir armen Landedelleute es endlich so weit gebracht haben werden, mit unserer Haut das Polster des königlichen Thrones wieder herzustellen, dann werden die Getreuen kommen und ihre Vorrechte reclamiren. Puisaye hat es mir gesagt; die großen Herren von Gent betrachten uns als ihre Lakaien, die ihnen ihre Plätze im Theater aufheben; die, welche es nicht erwarten können, kommen jetzt schon mit ihren Oberstpatenten und Taschenpistolen zu uns, um Frankreich wieder zu erobern; aber was sie auch beanspruchen mögen, sie werden wohlthun, nicht zu vergessen, daß sie hier Nichts sein können, ohne unsere Erlaubniß und unseren Willen."

„Das heißt," sagte der Edelmann, „ich, der ich einer dieser Obersten bin, soll warten, bis es Ihnen beliebt, den Titel anzuerkennen, den seine Majestät mir verliehen hat."

„Und bis Sie bewiesen haben, daß Sie dessen würdig sind.“

Der Vicomte stand auf.

„Ich dulde es von Niemandem, daran zu zweifeln,“ entgegnete er stolz.

„Ich habe es auch nicht erwartet.“

„So ist es eine Beleidigung, wegen der ich ein Recht habe, Genugthuung von Ihnen zu verlangen.“

Flaville zuckte mit den Achseln.

„Keiner von uns Beiden,“ sagte er mit einem verächtlichen Lächeln, „hat es nöthig, seinen Muth durch Annahme eines Duells zu beweisen, mein Herr Vicomte.“

Der Emigrant machte eine Geberde des Unwillens, die er aber sogleich wieder unterdrückte.

„Entschuldigen Sie,“ sagte er spöttisch, „ich glaube immer, ich rede mit Edelleuten, und vergesse, daß die Gesetze der Ehre hier eben so wenig gelten, als die der Loyalität. Wie dem aber auch sei, mein Herr, ich will die Entscheidung den Royalisten überlassen und diese werden sehen, wie lange sie noch fortfahren dürfen, einem Anführer zu gehorchen, der selbst den Befehlen des Königs nicht mehr gehorcht.“

„Thun Sie das,“ entgegnete Claude, „aber bitten Sie nur Gott, daß Niemand Sie hört, denn wenn Sie auch nur einen einzigen Menschen von dem Gehorsam, den er mir schuldig ist, abwendig machen, so

wahr es einen Gott giebt, dann lasse ich Sie mit Ihrem Oberstpatent auf der Brust erschießen.“

„Sie!“ rief der Vicomte; „darauf will ich es ankommen lassen.“

„Versuchen Sie es . . .“

„Gut, es sei!“ sagte der junge Mann, seinen Hut aufsetzend; „alle weiteren Worte sind unnütz; wir sehen uns wieder, Herr von Boishardy.“

„Möge Gott Sie beschützen, mein Herr Vicomte.“

Der Emigrant warf ihm einen verächtlichen Blick zu, nahm seine Flinte und ging.

Mit Neugierde und zugleich mit Schrecken hatte ich diesen ganzen Auftritt verfolgt, und eher noch, als der Vicomte ihn genannt, hatte ich den Roßkamm an seiner Sprache erkannt. Obwohl ich aber die Großmuth Boishardy's hatte rühmen hören, so war ich doch immer noch in Sorge wegen der Folgen dieses Begegnisses. Ich hatte hier einem Zwiste beigewohnt, an dessen Geheimhaltung ihm Alles gelegen sein mußte, und wurde ich entdeckt, so stand zu befürchten, daß er es für der Klugheit angemessen fand, mich für immer zum Schweigen zu bringen. Das Sicherste war also, mich nicht zu erkennen zu geben. Ich verhielt mich also ganz regungslos, hielt den Athem an mich und hoffte, daß er sich endlich einmal entschließen werde, die Schenke zu verlassen.

Man stelle sich aber mein Entsetzen vor, als ich ihn sich meinem Bette nähern und seine Sammtjacke ausziehen sah. Der Wirth, welcher so eben wieder eingetreten war, schien gleichfalls erschrocken zu sein.

„Will der Herr sich schlafen legen?“ fragte er verlegen.

„Warum nicht?“ antwortete Boishardy, indem er seine Halbstiefel aufschnürte.

„Fürchten Sie sich nicht, daß die Blauen die Runde machen könnten? ...“

„Das Dorf ist hinreichend gedeckt, und Du kannst die Wache machen.“

Der Schenkwirth schwieg einen Augenblick.

„Der Herr würde besser bei Clerot schlafen,“ hob er endlich zögernd wieder an.

Boishardy blickte auf, betrachtete das rings verschlossene Bett, sodann den Bauer, welcher die Augen niederschlug:

„Es liegt Jemand hier drin,“ sagte er, nach seiner Flinte greifend.

Der Wirth trat erschrocken zurück.

„Wer ist es? antworte, Elender!“

„Ein Reisender,“ stammelte der Bauer.

„Sein Name?“

„Den hat er mir nicht gesagt.“

Der Chouan lud seine Flinte und schritt auf das Bett zu; schnell öffnete ich es nun.

„Es ist ein alter Bekannter, Meister Flaville,“ sagte ich, den Kopf hervorstreckend.

Der angebliche Roßkamm betrachtete mich einen Augenblick, dann lachte er laut auf:

„Gott verdamme mich! mein Gast von Uzel,“ rief er.

„Derselbe.“

„Und was ist denn aus Ihrem Capitän geworden?“

„Er ist in Loudéac geblieben.“

„Gott sei ihm gnädig, ich will ihn wieder aufsuchen.“

„Am Kreuzwege haben Sie schon einmal ein hitziges Zusammentreffen mit ihm gehabt, dünkt mich.“

Boishardy lachte.

„Ich habe Sie dort gesehen,“ sagte er.

„Wirklich?“

„Mit einer Jagdflinte, von der sie guten Gebrauch zu machen wußten . . . Wo haben Sie sie denn hingethan? . . .“

„Hier ist sie.“

„Weise Vorsicht,“ sagte der Chouan, einen forschenden Blick in das Dunkel des eingeschlossenen Bettes werfend; „aber wenn Sie erlauben, Bürger, so mag Pierre sie aufheben und ich werde ihre Stelle an Ihrer Seite einnehmen. Seit drei Nächten habe ich nicht geschlafen; Sie sind zu wohlerzogen, als daß Sie

sich weigern sollten, Ihr Bett mit dem zu theilen, der sein Abendessen mit Ihnen getheilt hat."

Die geringste Zögerung wäre eine Ungefälligkeit gewesen; ich übergab meine Flinte dem Schenkwirth und erklärte, daß ich ihm meinen Platz einräumen wolle; allein Boishardy schlug dies aus, und als ich darauf bestand, fragte er mich mit einiger Heftigkeit:

„Ihre Artigkeit ist doch nicht etwa Mißtrauen, Bürger?"

„Wenn Sie es glauben, so will ich bleiben," antwortete ich.

„Sie thun recht daran," sagte er mit aufrichtigem Wohlwollen, wie ich es noch nicht an ihm wahrgenommen hatte, „mein Bruder könnte nicht sicherer an meiner Seite ruhen. Sie können so ruhig schlafen, als ich selbst es thun werde, mein Herr: Sie stehen unter dem Schutze meiner Ehre."

So stieg er neben mich in das Bett; brüderlich theilten wir uns in die Decke; er wünschte mir gute Nacht und bald verkündete mir sein lautes Athmen, daß er eingeschlafen war.

Ich befand mich in einer zu seltsamen Lage, um nicht unwillkürlich in eine gewisse fieberhafte Unruhe versetzt zu werden. Lange blieb ich wach und wagte mich nicht zu rühren. Endlich behielt die Müdigkeit doch die Oberhand; die Augen fielen mir zu und so schlief auch ich ein.

Am Morgen weckte mich die Stimme meines Bettgenossen; schnell richtete ich mich im Bette auf; er war schon aufgestanden.

„Nun!“ fragte er, „wie haben Sie die Nacht zugebracht?“

„Schlecht,“ antwortete ich.

Er lachte laut auf.

„Allerdings, die Republik und die Monarchie können sich unmöglich unter einer Decke wohl befinden,“ sagte er; „aber stehen Sie auf, Bürger, das Frühstück wartet auf Sie.“

Der Wirth brachte so eben Schwarzbrod, Aepfelwein und ein Stück ranzigen Speck; eiligst zog ich mich an und näherte mich dem Tische. Boishardy wies auf einen Schemmel, der ihm gegenüberstand und sagte:

„Setzen Sie sich und plaudern wir während des Frühstücks ein wenig mit einander. Es ist Schade, daß der Capitän nicht mit uns ist, er würde uns sein Latein zum Besten geben und ich ihm irgend ein neues Mittel sagen, wie der Chouanerie ein Ende zu machen sei.“

„Sie wird aufhören mit dem Tage, wo Ihr Euch zum Frieden bereit erklärt,“ bemerkte ich.

„Den Frieden,“ wiederholte Boishardy achselzuckend; „wer sagt Ihnen denn, daß die Royalisten ihn nicht wünschen? Glauben Sie denn, daß wir Krieg zum Zeitvertreib führen? Wenn wir wie die wilden Thiere

leben, im Walde uns Höhlen graben, die Convois plündern und die Blauen tödten, so geschieht dies, weil man unsere Wohnungen niedergebrannt, unsere Felder abgemäht, unsere Frauen und Kinder erwürgt hat. Die schwarze Cocarde, welche wir tragen, ist nicht sowohl ein Abzeichen der Partei, als ein Abzeichen der Trauer; wir trauern um unsere verlorenen Freuden, und nicht eine Armee von Royalisten sollte man uns nennen, sondern eine Armee von Verzweifelten. Ihr sprecht jetzt vom Frieden, weil Ihr anfangt unsere Bisse zu fühlen; aber welchen Ersatz bietet Ihr uns für die Vergangenheit, welche Bürgschaft für die Zukunft? Ist ein Vergleich denkbar zwischen denen, die Alles verloren, und denen, die Alles genommen haben?"

„Wie können Sie das wissen, so lange Sie es noch nicht versucht haben?" erwiederte ich. „Wollen Sie wirklich den Frieden, so sagen Sie es; und die Patrioten, die ihn gleichfalls wollen, werden mit Ihnen über die Friedensbedingungen verhandeln. Bedenken Sie übrigens die Folgen des Kampfes, den Sie unternommen haben. Werden Sie besiegt, so haben Sie allein das ganze Gewicht ihres Unglücks zu tragen; siegen Sie, so werden nur Andere den Nutzen davon haben. Sie wissen das, denn Sie haben es gestern noch dem Vicomte gesagt, dessen Stolz Sie beleidigte; er beschuldigte Sie, fast ebenso republikanisch zu sein,

als wir es selbst sind, und er hatte recht; Sie alle haben, ohne es zu wissen, dieselben Wünsche wie wir. Wenn die Partei, für welche Sie jetzt kämpfen, wieder ans Ruder kommen sollte; so würden Sie der Erste sein, der sich ihren Ungerechtigkeiten und ihren Privilegien widersetzte; Chouans und Blaue kämpfen für zwei verschiedene Worte; im Grunde aber für eine und dieselbe Sache: die Unabhängigkeit! Das, was Sie ein Recht zu verlangen haben, was Sie auch wirklich zu haben wünschen, ist die Sicherheit Ihres Eigenthums und Ihrer Personen, die Achtung vor Ihrem Glauben, und Alles das kann Ihnen gewährt werden; Alles das wünschen wir selbst auch.“

Mein Gefährte hörte mir aufmerksam zu; ich glaubte jetzt die rechte Stelle dieses lebhaften und stolzen Geistes getroffen zu haben.

„Wir stehen uns nicht so feindlich gegenüber, als Sie glauben,“ fuhr ich fort. „Schicken Sie Ihre Bauern wieder zu ihrem Pfluge, unsere Soldaten werden dann in ihre Cantonnements zurückkehren, und von beiden Seiten werden Sie diese große Erbitterung wieder schwinden sehen. Der Geschmack am Kriege kommt nur von den täglichen Kämpfen her. Sehen Sie, gestern würden Sie mich getödet haben, wo Sie mich gefunden hätten, und heute stoßen wir mit einander an und plaudern zusammen fast wie Freunde; der Grund ist, daß Sie gestern nur auf meine Cocarde sahen,

während Sie heute meine Stimme gehört und sich mit mir unterredet haben. Glauben Sie nur, mein Herr, es giebt Etwas, das noch mächtiger ist, als die Partei-vorurtheile, dies ist die Zuneigung, welche alle Menschenkinder zu einander haben. Der politische Haß ist nur eine optische Täuschung des Geistes: von weitem sieht man nur die Idee und verabscheut den Menschen, der sie vertheidigt; in der Nähe aber tritt der Mensch in den Vordergrund und die Idee erscheint nur als ein Kleid desselben, das man ihm vergiebt. Unversöhnliche Feindschaften entstehen nur durch die Charaktere, nicht durch Meinungen."

Boishardy schwieg hierauf einen Augenblick; meine Worte schienen ihn zum Wanken gebracht zu haben.

„Es liegt etwas Wahres in Allen dem," hob er sodann in einem nachdenklichen Tone an; „kann ich aber wissen, ob die republikanischen Chefs auf einen solchen Waffenstillstand eingehen werden, der zu einer gegenseitigen Verständigung unumgänglich nothwendig ist?"

„Zweifeln Sie nicht; alle Welt ist des verhaßten Krieges müde und die Erbitterung hat sich abgestumpft. Ich kenne den General Humbert; machen Sie ihm Vorschläge, ich will Sie ihm selbst überbringen."

„Man müßte erst die übrigen Chefs darüber zu Rathe ziehen."

„Was hindert Sie daran?"

„Hören Sie," hob er nach einigem Besinnen an, „mehrere derselben kommen heute noch auf dem Placis zusammen; wenn ich Sie mit dorthin nähme, würden Sie mir schwören, keinen Mißbrauch davon zu machen?"

„Auf meine Ehre."

„Nun, so sei es!" rief er, indem er aufstand; „lassen Sie uns gehen."

Er holte sein Gewehr, gab mir das meinige wieder und so gingen wir hinaus.

Die schnelle Bereitwilligkeit, mit der mein Anerbieten angenommen wurde, überraschte mich einigermaßen; allein ich glaubte sie dem Ueberdrusse, welchen dieser endlose Kampf herbeiführen mußte, oder auch dem Unwillen zuschreiben zu müssen. Später erst erfuhr ich, daß mein Vorschlag den Wünschen Boishardy's zuvorgekommen war, welcher sich Mühe gab, mit uns in Unterhandlung wegen eines Waffenstillstandes treten zu können, welcher der royalistischen Partei nöthig war, um neue Kräfte zu sammeln.

Auf dem mitten im Dorfe gelegenen Kirchhofe fanden wir einige zwanzig Chouans versammelt, welche uns erwarteten. Als wir uns ihnen näherten, griffen sie an ihre Hüte, welche bei den Meisten ringsherum mit Medaillen, Paternostern und Heiligenbildern besetzt waren. Mein Gefährte rief einen derselben, den er Fleur-d'Epine nannte, und sprach einige Zeit lang mit ihm

allein; darauf gab er ein gewisses Zeichen, worauf alle Bauern ihre Flinten nahmen, deren Schloß sie mit einem Schnupftuche umwickelt hatten, um sie vor dem Thau der Nacht zu schützen, und wir gingen zusammen über die Felder nach dem Walde von Prenessage.

Boishardy ging mit mir voran; die Uebrigen marschirten regellos und im tiefsten Schweigen hinterdrein. Drei von ihnen waren ohne Waffen und mit einer Sichel über der Schulter, wie Leute die zur Arbeit gehen, vorausgegangen.

Als wir die von Saint-Meen nach Loudéac führende Straße erreicht hatten, ließ sich ein schneidendes, langgezogenes Pfeifen hören. Unser Trupp hielt auf der Stelle an und horchte auf; dasselbe Pfeifen erscholl auf's Neue, aber in etwas veränderter Modulation.

„Das ist ein Convoi," sagte Boishardy hastig; „an Euern Posten, meine Kinder."

Dieser mit leiser Stimme gegebene Befehl circulirte schnell von Einem zum Andern; die Chouans schlichen sich still längst der Hecken hin, welche die Straße einfaßten, kauerten sich nieder und waren wie durch einen Zauberschlag auf einmal verschwunden.

So sah ich mich zuletzt ganz allein, in nicht geringer Verlegenheit über meine Lage und in großer Besorgniß dessen, was kommen würde; ich lief auf eine Oeffnung der Hecke zu. Auf der andern Seite der Straße befand sich derjenige des Vortrabs, dessen Pfei-

fen uns gewarnt hatte; er schien eifrig beschäftigt, eine in den Graben gerissene Lücke wieder auszufüllen. Von Saint-Meen her rückte von Staubwolken eingehüllt der angekündigte Convoi heran: er bestand in einer Heerde Ochsen, begleitet von einigen Soldaten des Bataillons von Côte-d'Or, welches kürzlich nach der Bretagne gekommen war. Sie marschirten völlig sorglos, die Flinte über die Schulter gelegt, lachend, laut schwazend und singend.

Die Spitze des Convois näherte sich eben dem Theile des Feldes, welchen der Trupp Boishardy's eingenommen hatte, als Letzterer mit seiner Hand meine Schulter berührte. Schnell drehte ich mich um:

„Um des Himmels Willen," rief ich, „greifen Sie jetzt nicht an; bedenken Sie, welche Absicht uns nach Prenessage führt, und erschweren Sie nicht die Möglichkeit einer Annäherung durch neues Blutvergießen."

„Meine Leute haben Befehl, nicht zu schießen," antwortete er; „aber Achtung! Da stecken sie schon ihre Schnauze zum Loche heraus."

Wirklich kamen die Chouans eiligst auf die Straße gestürzt, und ehe noch die Soldaten an eine Gegenwehr gedacht hatten, waren sie umzingelt, zu Gefangenen gemacht und entwaffnet.

Der Unteroffizier, welcher die Escorte commandirte, wurde vor Boishardy gebracht.

„Die Republik ist Dir Dank schuldig für die Art,

wie Du ihre Convois beschützest,“ sagte der Chouan lachend; „Du marschirst in Feindes Land, als ob Du in die Schenke gingst.“

„Das ist wahr,“ sagte der Soldat ärgerlich; „aber ich komme vom Rheine und verstehe mich nicht auf Euern Krieg nach Räuberart.“

„Man hat Dir aber doch, sollte ich meinen, gesagt, daß wir keine Gefangenen machen?“

„Ja.“

„Also weißt Du ...“

„Ich weiß, daß ihr Wilde seid, und zu Euern vier Mahlzeiten Patrioten verzehrt, und daß Ihr heute ...“

„Wir verschonen die, welche in unsere Reihen treten,“ bemerkte Boishardy.

Der Sergeant blickte ihn von der Seite an, zuckte mit den Achseln und pfiff vor sich hin.

„Weißt Du, daß unsere Soldaten täglich drei Livres bekommen,“ fuhr der Chouan fort, „und daß, wenn Sie die Monarchie wieder hergestellt haben ...“

„Man ihnen ein Gläschen nach Belieben, Commisbrod und weiße Negerinnen geben wird, um ihnen die Kamaschen auszuziehen,“ fiel der Sergeant ein; „wir kennen das schon, daß ist die alte Geschichte von den Werbern! Spare Deine Zeit; genug der Worte; laß uns niederschießen, damit die Sache ein Ende hat.“

Boishardy biß sich in die Lippen und rief nach Fleur-d'Epine.

Ich wollte mich ins Mittel schlagen; allein er gab mir durch ein Zeichen zu verstehen, daß ich Nichts zu fürchten hätte.

Der Bauer kam mit einer Scheere, befahl dem Sergeanten, seine Kopfbedeckung abzunehmen, und schnitt ihm sein langes Haar ab, welches ihm bis auf die Schultern herabfiel.

„Hat die royalistische Armee etwa eine Fabrik falscher Haarfrisuren?“ fragte der Republikaner mit spöttischer Verwunderung.

„Die royalistische Armee will die wieder erkennen, die sie begnadigt hat,“ erwiederte Boishardy, „denn sie giebt nur einmal Pardon; und wenn Du ihr je wieder in die Hände fällst! ...“

„Verstanden!“ sagte der Sergeant mit einer kräftigen Geberde.

„Nun zeige Deine Marschroute.“

Er zeigte sie vor und der Chouan schrieb einige Worte mit Bleistift darauf.

„Unsere Banden werden Dich vielleicht arretiren,“ sagte er, indem er sie ihm wieder zurückgab; „aber wenn Du ihnen dies zeigst, werden sie Dich wieder frei lassen.“

„So kann ich also wieder meines Weges gehen?“ fragte der Soldat.

„Ja, das kannst Du.“

„Mit dem Convoi?“

Boishardy lachte.

„Nun ja!“ sagte er, „die Republik ist arm und Gott sagt, man solle denen geben, die Hunger leiden. Nimm Deine Ochsen mit, Du alter Nimmersatt, und glückliche Reise.“

Der Sergeant legte auf militärische Weise die Hand an seinen Hut und fragte respektvoll:

„Ihr Name, Bürger Chouan?“

„Boishardy.“

„Gut, so wahr als ich Marceau heiße, werde ich nie Ihre Artigkeit vergessen.“

Darauf kehrte er zu seinen Soldaten zurück, welche unter die Obhut der Chouans gestellt worden waren, und zog mit ihnen seines Weges weiter nach Rosternon.

Als er sich von uns entfernt hatte, wandte sich Boishardy gegen mich und sagte:

„Du siehst, ich thue den ersten Schritt und gehe mit einem guten Beispiele voran.“

„Es wird Nachahmung finden,“ antwortete ich; „denn das Gute steckt ebenso an, wie das Schlechte. Wird doch selbst bei den Bösen die Tugend durch Eitelkeit ersetzt, indem sie eben so wenig in der Milde als in der Grausamkeit sich von Andern übertreffen lassen wollen.“

Wir gingen nun über die Straße hinweg und nahmen unsere Richtung durch das Dickicht.

Mehrere Male schon, seit dem wir aus dem Dorfe gezogen waren, war der Schall jener Hörner zu meinen Ohren gedrungen, mit denen unsere Hirten sich einander anzurufen pflegen; als wir an den Saum des Waldes kamen erklangen dieselben Töne noch deutlicher von allen Richtungen her. Es war, als ob sie von einem versteckten Echo zu dem andern wiederhallten. Boishardy gewahrte meine Verwunderung darüber:

„Das sind die Hornbläser, die das Signal unserer Ankunft geben,“ sagte er mir.

„Wo sind sie denn aber?“

„Ueber unsern Köpfen unter den Blättern der Eichen versteckt. Von da können sie Alles sehen, was in einem Umkreise von mehreren Stunden hier vorgeht und benachrichtigen uns sogleich davon. An der Art, wie sie blasen, erkennen wir, ob es ein Detachement von Blauen oder von Royalisten ist, welches heranrückt, wie stark es ist und von welcher Seite es kommt. Alle Wälder, wo wir Placis haben, sind auf diese Weise durch eine telegraphische Linie mit einander in Verbindung gesetzt, und wenige Minuten reichen hin, die Nachricht von unsern Bewegungen oder denen des Feindes von einem Ende des Bisthums bis an das andere zu bringen.“

So schritten wir auf krummen Fußwegen immer weiter durch das Dickicht vor, als wir uns mit einem Male vor einer Art Wall, aus gefällten Bäumen auf=

gebaut, und einer kleinen Thüre befanden, welche von einem Chouan in grüner Uniform bewacht wurde. Dies war das Placis von la Prenessage.

Bei unserm Anblick stießen die Wachen ein Freudengeschrei aus; Boishardy begrüßte sie bei ihren Namen und wir traten ein.

---

## XIX.

Das Placis von la Prenessage. — Die „Königliche. — Jeanne. — Boishardy's Tod.

Das Placis oder Lager von la Prenessage bildete in der Mitte des Waldes eine Lichtung von mehreren Morgen Landes, von einem Verhaue eingeschlossen. In der Mitte erhob sich eine ungeheuere Eiche, auf deren Gipfel ein silbernes Kreuz glänzte. Zu ihren Füßen war ein Rasenaltar, mit Waldblumen geschmückt, aufgerichtet.

In dem Augenblicke unseres Eintretens war Alles in Bewegung in diesem seltsamen Dorfe. Vor den Thüren sah man Frauen, welche Getreide mahlten, an den Heerden Greise, welche Kugeln gossen; unter dem Schatten der großen Eiche exercirten die jungen Leute. Selbst die Kinder waren beschäftigt, weiße Cocarden zu machen, oder Hüte aus grobem Stroh zu flechten. Ein junger Bauer kam auf uns zu.

„Sind auch die andern Commandanten da?“ fragte mein Begleiter.

„Es kann keiner von ihnen kommen,“ antwortete der Bauer.

„Warum?“

„Sie bewachen die Küste wegen einer Landung.“

„Wer hat es Dir gesagt?“

„Madame Catharine.“

„Catharine!“ rief der Chouan; „ist sie hier?“

„Als Sie ankamen, ist sie nach der Meierei von Gouray gegangen.“

Boishardy schien betroffen zu sein.

„Was sagst Du?“ sagte er, den jungen Bauer anblickend.

„Es hat Jemand mit ihr von Jeanne gesprochen,“ erwiederte dieser leise.

Boishardy faßte ihn bei der Hand, zog ihn auf die Seite, und ich konnte nicht weiter hören, was sie sprachen. Sie redeten eine Zeitlang sehr lebhaft mit einander, dann gingen Beide nach den entferntesten Hütten.

Als ich mich allein befand, schlenderte ich umher und warf neugierige Blicke in die offen stehenden Hütten; sie glichen sich Alle untereinander und Alle waren auf gleiche Art meublirt: um einen grobgearbeiteten Tisch herum hölzerne Schemmel, ein Lager von Stroh oder Moos, mit einem Weihkessel von Steingut am

Kopfende desselben; einige Krüge Milch, Schwarzbrod, eine Kinderwiege an der Decke aufgehängt, und zuweilen auch im dunkelsten Winkel eine Ziege, getrocknete Blätter fressend. Hie und da sah ich einen Greis, welcher Waffen putzte, einen Verwundeten, welcher die Hände über seinem Paternoster faltete, eine junge Frau, welche ihr Kind stillte. Boishardy hatte Recht, es war eine für den Krieg errichtete Stadt und kein Lager; die Familie mit allen ihren Gebräuchen war dahin verpflanzt worden; das häusliche Leben vermischte sich hier mit dem kriegerischen; das Geräusch der Arbeit mit dem der Waffen; aber all' dieses Leben und Treiben hatte etwas Düsteres; Jeder hatte seine ganze Aufmerksamkeit nur auf seine Arbeit gerichtet, die er schnell und schweigend vollbrachte. Keine weibliche Stimme hörte man singen; keinen Ruf eines Namens, kein Lachen der Nachbarn. Die Kinder, welche in der Mitte des grünen Placis saßen, spielten nicht; die Hunde, welche in der Sonne schliefen, reckten den Kopf in die Höhe, wagten aber nicht zu bellen; auf Allem schien ein gewisser Zwang zu lasten, und nur die Vögel sangen unbekümmert rings um diese Waldstadt.

Ich war ganz in dieses seltsame Schauspiel, welches ich vor mir hatte, versunken, als ich die Stimme Boishardy's hörte und mich umdrehte; er kam auf uns zu in Begleitung einer jungen Frau, die ich sogleich als diejenige seiner Maitressen erkannte, welcher seine

Soldaten den Beinamen „der Königlichen“ gegeben hatten; ihre Schönheit blendete mich fast. Sie trug einen Amazonenanzug von blauem Tuch, mit Brandebourgs garnirt, einen niedrigen Hut mit einer weißen Feder geschmückt und Halbstiefel mit goldenen Franzen. Ihre schwarzen Haare fielen in langen Locken auf ihren Hals herab, der von einer rosigen Weiße war; in der rechten Hand hielt sie einen mit Perlmutter ausgelegten und kostbar ciselirten Carabiner, während die linke, von der sie den Handschuh abgezogen, auf dem Arme des jungen Chefs ruhte. Wie man sie so heranschreiten sah, schön, kräftig und so edelstolz in ihrer Liebe, hätte man sie für eine Diana im Jagdkleide ansehen können. Mit einer Art von Bewunderung entblößte ich bei ihrer Annäherung mein Haupt; sie grüßte auch nachlässig.

„Wir werden die übrigen royalistischen Chefs nicht sprechen können,“ sagte Boishardy zu mir; „aber ich wünschte nicht, daß Sie diesen Weg vergeblich gemacht hätten; hier ist ein Brief an den General Humbert, worin ich ihm den Vorschlag mache, die Feindseligkeiten so lange einzustellen, als nöthig sein wird, um sich mit einander zu verständigen.“

„Noch heute soll er ihn erhalten,“ antwortete ich und schickte mich an, Abschied zu nehmen.

Boishardy's Begleiterin hielt mich zurück.

„Sie haben einen weiten Weg gemacht, mein Herr,“ sagte sie, „Sie dürfen uns nicht so verlassen;

treten Sie ein zu uns, Sie sollen gastfreundschaftlich, wie es in einer Hütte möglich ist, aufgenommen werden.“

Ich dankte mich verbeugend und folgte ihnen. Die Hütte Boishardy's war größer, aber nicht prächtiger als die übrigen. Hier fand ich eine mit einem seltsamen Gemisch von Luxus und Ländlichkeit gedeckte Tafel. Drei Couverts von vergoldetem Silber, sächsisches Porzellan und einige emaillirte Krystallgläser standen hier neben eisernen Gabeln, büchenen Näpfen und grünem Töpfergeschirre. Der royalistische Chef lud mich ein, Platz zu nehmen und bat Madame Catharine, die Honneurs zu machen, während er Audienz gebe.

Seine Ankunft war unterdessen verkündet worden, und schon waren einige zwanzig Chouans vor der Thüre versammelt; alle trugen sie Abzeichen irgend eines militairischen Grades, mit Ausnahme eines einzigen, dessen Costume halb das eines Cloarec (geistlichen Studenten), halb das eines Schulmeisters war: dieser war der Einnehmer der Armee. Er trat zuerst ein. Unter dem Arme trug er ein Portefeuille von schwarzem Leder und in der Hand eine Couriertasche von dunkelbrauner Leinwand, die er vor den Royalistenchef hinlegte.

„Wie viel hast Du da?“ fragte dieser.

„Zweihundert Livres nur, mein Herr Marquis.“

„Was sagst Du? Etienne Lebon allein schuldete ja achthundert.“

„Wie alle Pächter von Nationalgütern, die ich nach dem Preise ihrer Pachtungen frage, antwortete er mir, er habe schon an seinen neuen Herrn bezahlt.“

Boishardy schlug mit der Faust auf den Tisch.

„Uns allein steht es zu, als Repräsentanten seines rechtmäßigen Besitzers, ihm zu quittiren!“ rief er; „was er einem Eindringling bezahlt hat, löst seine Schuld nicht, das soll er erfahren. Schreibe.“

Der Einnehmer zog aus seiner Tasche ein langes Schreibzeug von braunem Schafleder hervor, ließ sich auf ein Knie nieder, legte auf das andere sein Portefeuille und gab durch Aufrichten des Kopfes zu verstehen, daß er bereit sei. Boishardy dictirte:

„Nach dem Gesetze Jesu Christi, des Gekreuzigten, für Dich wie für mich;

„Wir, die Chefs der katholischen Armeen,

„Verlangen von Etienne Lebon, von der Gemeinde Pleveuf, für den Pacht der Herrn von Rollo gehörigen Ländereien und Meierei, die Summe von achthundert Livres für das Jahr 1794, widrigenfalls wir uns unverzüglich in Besitz alles seines Eigenthumes setzen und ihn als Rebellen betrachten werden.“

Boishardy nahm das Papier, signirte es und sagte, indem er es dem Einnehmer zurückgab:

„Trage das zu Etienne und wenn binnen zwei

Tagen die achthundert Livres nicht bezahlt sind und zwar zur Hälfte in baarer Münze, so werde ich ihm Fleur-d'Epine mit seinen Leuten schicken."

Der Einnehmer ging hinaus und andere Chouans traten nun herein. Alle erstatteten sie Bericht über einen Auftrag, den sie kürzlich in Ausführung gebracht. Die Einen hatten den Lauf aller Flüsse und Bäche von der Quelle bis zu ihrer Mündung verfolgt, um den Müllern bei Todesstrafe zu verbieten, für die Städte zu arbeiten; Andere waren von Meierei zu Meierei gezogen und hatten die Räder von den Wagen genommen oder die Achsen verbrannt; Mehrere brachten Listen der auf dem Lande und in den Dörfern verstreuten Patrioten. Vor jedem Namen war einer der drei Buchstaben S, R, T zu lesen, welches bedeutete surveillé (überwacht), rançonné (ausgelöst), oder tué (getödtet).

Boishardy hatte aufmerksam alle diese Berichte angehört; er ließ sich noch einige Erläuterungen geben, gab mit Klarheit seine Befehle und entließ sodann Alle wieder.

Madame Catharine ging nun hinaus und er setzte sich mir gegenüber.

„Nun! was halten Sie von unserer Art, Krieg zu führen?" fragte er mich lächelnd. „Die Republikaner wissen nicht, daß wir sie aushungern wollen. Eure Städte werden bald dem Kerker Ugolino's gleichen und Ihr werdet Euch dort noch einander selbst aufzehren.

Sagen Sie das Ihren Generalen, vielleicht werden Sie sich dann weniger schwierig rücksichtlich der Friedensbedingungen zeigen."

Diese letzteren Worte erklärten mir die Vertraulichkeit des Royalistenchefs; indem er mich Zeuge seiner Audienz hatte sein lassen, hoffte er, mir Schrecken einzujagen.

„Ich werde wiedererzählen, was ich gesehen habe," antwortete ich, „aber sagen Sie auch Ihrerseits, mein Herr, den Chefs der royalistischen Armee, daß außerhalb der Normandie, der Bretagne und der Vendée das republikanische Frankreich ist, welches uns Alle umfaßt, und daß, während Sie uns aushungern, wir Sie erdrücken können. Selbst das Unglück der Patrioten wird Ihnen wenig helfen; Sie können auf Sieg, nie aber auf völliges Gelingen rechnen, denn in den Bürgerkriegen unterliegt jedesmal die Minderzahl. Ihre Bauern werden übrigens endlich auch dieses Lebens, das dem der wilden Thiere des Waldes gleicht, müde werden; eines Tages, wenn Sie an ihren verlassenen Dörfern vorübergehen, werden sie wieder Sehnsucht nach dem häuslichen Heerde fühlen und ihre Carabiner auf die Seite werfen, um das Gras vor ihren Thüren auszureißen."

„Glauben Sie das nicht," entgegnete Boishardy; „Sie wissen nicht, welchen Reiz dieses fortwährend kriegerische und umherschweifende Leben hat, welche geheimen Freuden dieses unaufhörliche Spiel um Tod und

Leben gewährt. Da fühlt man, daß man lebt, man lernt seine Kräfte kennen, man wird sich dessen bewußt, was man kann und was man gilt. Diese Menschen sind übrigens Sclaven der Gewohnheit; bald werden Sie sie eben so ruhig in die Schlacht gehen sehen, als ob sie neben ihrem Fuhrwerk hergingen, und sind einmal unsere Bretagner wirkliche Soldaten geworden, so werden sie nirgends anders mehr wohnen wollen, als im Feldlager."

Inzwischen war der Tag weiter vorgerückt und ich stand im Begriff, aufzustehen, um Abschied von Boishardy zu nehmen, als der junge Chouan, welcher vorher schon die Ankunft von Madame Catharine gemeldet hatte, hereintrat, gefolgt von einem Bauermädchen, deren Aeußeres mir sehr auffiel.

Sie war barfuß, trug gescheiteltes Haar, und ihr ganzer Anzug bestand in einem kurzen, von den Dornen zerfetzten Rocke. Ihr Hemd von rother Leinwand, welches eine bunte Stecknadel zur Hälfte noch offen ließ, zeigte zum Theil ihre von der Sonne gebräunten Schultern. Sie war athemlos, mit Staub und Schweiß bedeckt, aber von einer eigenthümlichen, wildkräftigen Schönheit. Boishardy sprang, als er sie sah, plötzlich auf:

„Jeanne!" rief er, und unruhig um sich blickend fuhr er hastig und ganz leise redend fort: „Warum bist

Du von Gouray weggegangen! Ich hatte Dir es ja verboten. Was willst Du? Was hast Du denn vor?“

„Sie retten will ich, Herr,“ antwortete das Mädchen.

„Mich!“

„Die Blauen sind benachrichtigt worden, daß Sie mit einer kleinen Anzahl der Ihrigen im Placis wären ...“

„Nun?“

„Die von Collinée, von Loudéac und von Montcontour wollen heute Abend zusammentreffen, um den Wald zu umzingeln und ihn in Brand zu stecken.“

„In Brand zu stecken!“

„Ich hörte es einen der Chefs sagen. Sie haben schon alle Wege und alle Brücken besetzt, damit Ihr nicht Nachricht davon erhaltet. Um hierher zu kommen, mußte ich die weiße Mühle zu erreichen suchen und unter dem Feuer der feindlichen Posten über den Lié gehen.“

„Sie haben nach Dir geschossen!“ rief Boishardy.

„Zwanzigmal zum wenigsten; aber die Erlen- und Birkenbüsche schützten mich. Ich hörte die Kugeln in den Blättern rascheln, wie den Märzregenguß. Sehen Sie, Herr, dies hat eine Kugel über meinem Kopfe abgerissen.“

Bei diesen Worten hob die Bäuerin einen Weidenzweig in die Höhe, den sie in der Hand hielt.“

„Und Du hast Dich nicht gefürchtet?“ fragte Boishardy.

„Ich hatte keine Zeit dazu, ich dachte an Sie, und eilte, hierher zu kommen.“

„Dank, Jeanne, Dank, mein Thierchen,“ sagte der Chouan, seine Hand zärtlich auf die Schulter der Bäuerin legend.

Geschmeidig wand sich ihr ganzer Körper bei dieser Berührung und bebte; liebevoll blickte sie den Royalistenchef an, wie der Hund, welcher die Liebkosungen seines Herrn fühlt.

„Sie sind so lange nicht bei der Meierei vorübergekommen,“ sagte sie, „und Sie hatten mir auch verboten, in das Placis zu kommen; aber diesmal hatte ich einen Grund . . . und jetzt . . . wenn mein Herr will . . . Sie bedürfen jetzt der Dienste einer zuverlässigen Person, und Niemand soll es wieder erfahren, daß ich es war.“

Sie sprach diese Worte mit einer Art zärtlicher Schüchternheit. Boishardy schüttelte mit dem Kopfe und blickte ängstlich um sich. Dann sagte er leise:

„Es ist unmöglich, Jeanne, unmöglich . . . Du mußt auf der Stelle wieder zurückkehren.“

„Wenn ich zurückkehre, so wissen die Blauen, daß ich hier gewesen bin und werden mich tödten.“

„Was sagst Du?“ rief Boishardy.

„Lassen Sie mich Ihnen folgen, o! lassen Sie

mich Ihnen folgen,“ entgegnete Jeanne leidenschaftlich und ergriff dabei die Hand des jungen Chefs.

Boishardy wollte antworten, als er einen Ausruf einige Schritte hinter sich hörte; schnell drehte er sich um: die „Königliche“ war hereingetreten.

Beide schwiegen einen Augenblick. Die zwei Frauen betrachteten sich mit einem Ausdrucke der Ueberraschung, in welchem zugleich Verdacht und Drohung sich aussprach.

„Wer ist dieses Mädchen?“ fragte endlich Madame Catharine, mit dem Finger auf die Bäuerin zeigend.

„Die Schwester eines meiner Pächter,“ antwortete Boishardy verlegen.

„Und was will sie hier?“

„Mich benachrichtigen, daß die Blauen diese Nacht den Wald in Brand stecken wollen.“

Die „Königliche“ warf einen Seitenblick auf Jeanne.

„Ah! sehr schön,“ sagte sie; „Sie macht den Spion für Sie.“

„Sie hat uns retten wollen ...“

„Und Sie haben sie wahrscheinlich für diese Nachricht sehr gut bezahlt, denn, als ich eintrat, schien sie sich sehr warm bei Ihnen zu bedanken.“

„Als Sie eintraten, sagte sie mir, daß sie Alles zu befürchten habe, wenn sie zur Meierei zurückkehre, und bat mich, sie im Placis aufzunehmen.“

„Nichts leichter, als dies,“ erwiederte Madame Catharine mit spöttischem Stolze; „sie ist stark, dieses Mädchen; ich kann sie in meine Dienste nehmen.“

„Nein,“ fiel Boishardy mit Lebhaftigkeit ein; „dort würde sie sich nicht wohl befinden.“

„Nicht wohl befinden!“ wiederholte die junge Dame; „halten Sie sie für zu zart, um so zu leben, wie wir? Sehen Sie doch einmal, mein Herr, jede dieser beiden großen Hände könnte meine beiden bedecken, und ich wünschte nur, Sie hätten ein Gespann solcher Frauen für Ihre Kanonen.“

Bisher hatte Jeanne Alles mit einem schmerzlichen Erstaunen angehört; sie fühlte sich wohl verletzt, aber ohne eigentlich zu wissen, wo sie getroffen war; allein bei jenen letzten Worten erwachte ihr ganzer weiblicher Stolz. Sie sah sich verspottet in ihrer Schönheit vor den Augen dessen, den sie liebte! Sie zitterte.

„Ich will gehen,“ hob sie mit bebender Stimme an.

„Sie thun nicht Recht daran,“ sagte spöttisch die „Königliche“; „da Sie das Glück einmal hierher geführt hat, so könnten Sie die Geliebte eines Schneiders oder eines Bagageträgers werden, wofern nicht etwa die Bauerjungfer von Gouray nur Edelleute unter ihrem Giebel empfängt.*)

*) Unter dem Giebel empfangen die bretagnischen Mädchen ihren Geliebten, weil auf dieser Seite des Hauses kein Fenster ist und sie deshalb nicht gesehen werden können.

„Die großen Damen empfangen ja dort auch Müllerburschen," entgegnete Jeanne trocken.

Die „Königliche" erblaßte und trat heftig auf die Bäuerin zu.

„Gehen Sie hinaus!" rief sie mit zornglühendem Auge.

Jeanne blieb regungslos stehen.

„Gehen Sie hinaus!" wiederholte Madame Catharine mit noch lauterer Stimme.

„Ich bin bei meinem Herrn," antwortete das Mädchen mit einer verächtlichen Ruhe.

Die „Königliche" griff, bebend vor Wuth, nach dem Carabiner, den sie an den Tisch gelehnt hatte, dann hielt sie plötzlich an und sagte mit athemloser Stimme zu Boishardy:

„Schaffen Sie sie weg, Herr."

„Verlassen Sie uns, Jeanne," stammelte Jener.

Jeanne blickte schmerzlich erstaunt zu ihm auf.

„Mein Herr will also, daß ich gehe?" fragte sie.

„Kehren Sie zur Meierei zurück, Jeanne."

Sie warf einen durchdringenden, verzweiflungsvollen Blick auf den Chouan; dieser wandte die Augen weg.

„Ich werde dorthin zurückkehren," sprach sie leise.

Sie schritt auf die Thüre zu, blieb aber sogleich wieder stehen.

„Leben Sie wohl, mein Herr," stammelte sie schluchzend.

„Adieu!“ sagte Boishardy.

Bebend blieb sie einen Augenblick stehen, als wäre sie noch unentschlossen; sie schien noch ein Wort von ihm zu erwarten, noch einen Wink zu hoffen; endlich erhob sie ihr Haupt, blickte Boishardy noch ein letztes Mal an, faltete die Hände und ging.

Wir sahen sie, mit dem Weidenzweige in der Hand, rasch über das Placis schreiten und den Fußweg, welcher nach Gouray führte, einschlagen; hierauf verschwand sie unter dem schattigen Laubgewölbe des Waldes.

Den Tag darauf, als ich dem General Humbert den Brief Boishardy's überreichte, hörte ich, daß die Meierei von Gouray von den Blauen niedergebrannt worden sei, konnte aber Nichts über das Schicksal Jeanne's erfahren.

Erst im Prairial des Jahres III. hörte ich wieder Etwas davon.

Damals hatten die durch die Verträge von La Jaunais und La Mabilais auf einige Zeit eingestellten Feindseligkeiten auf's Neue begonnen; allein die royalistische Armee, zertheilt und schlecht angeführt, suchte vergeblich die Offensive zu ergreifen. Allerwärts geschlagen und verfolgt von den Republikanern, die nach und nach den Krieg in Gräben und Gebüschen gelernt hatten, konnte sie nicht dazu gelangen, sich von Neuem zu formiren. Boishardy fuhr indessen, unterstützt von

Madame Catharine, fort, die Kirchspiele zu durchziehen, den Eifer der Banden zu anzufeuern und Alles aufzubieten, um die gelockerten Bande der Insurrection auf's Neue zu befestigen. Beide hatten sich in diese gefahrvolle Aufgabe getheilt, trennten sich nur wenige Stunden des Tages von einander und trafen dann wieder zusammen, um ihre Hängematte an den Bäumen des Waldes aufzuhängen, oder in einem Graben auf einem Mantel nebeneinander zu schlafen. Deshalb war die „Königliche“ von der Republik eben so gefürchtet, als Boishardy selbst, und mehrere Male war Demjenigen eine Belohnung ausgesetzt worden, welcher ihrer habhaft werden könnte.

Ein Frauenzimmer meldete sich endlich beim General Lemoire und versprach, sie ihm auszuliefern. Der Capitän Audillas erhielt Befehl, mit ihr zu gehen, und derselbe erzählte mir kurze Zeit nachher alle Umstände dieser Expedition.

Nach Mitternacht waren sie von Montcontour ausgerückt, auf einem großen Umwege ihre Richtung nach einem zur Stadt Henée, im Brehand gelegenen Felde nehmend. Die Luft war so still, daß sie auf den Anhöhen das Geräusch der Windmühlenflügel und das Rauschen der Mühlgräben in dem Thale hören konnten. Die Grenadiere hatten ihre Schuhe mit Heu umwickelt und trugen ihre Gewehre gesenkt, aus Furcht, daß das Geräusch ihrer Schritte oder das Klirren der

Bajonnete sie verrathen möchte. Ihnen voran ging die Bäuerin, bleich und verstörten Blickes.

So kamen sie an ein mit Bäumen bepflanztes Kornfeld, wo Jene stehen blieb.

„Ist es hier?“ fragte der Capitän.

„Sehen Sie dorthin,“ sagte die Bäuerin.

Undeutlich konnte man eine zwischen zwei Obstbäumen aufgehängte Hängematte erkennen.

„Weißt Du auch gewiß, daß ihr Geliebter nicht bei ihr ist?“

„Ganz gewiß, ganz gewiß weiß ich das,“ antwortete das Bauermädchen; „er ist mit Fleur-d'Epine weggegangen . . . Aber schießen Sie, denn sie wird sich wahrscheinlich zur Wehre setzen . . . Schießen Sie auf sie, Bürger . . . schießen Sie sogleich auf sie, das ist das Sicherste.“

Man umzingelte das Feld und die Grenadiere gingen in dasselbe hinein, voran die Bäuerin, einer hungrigen Wölfin gleich. Kaum aber waren sie einige Schritte gegangen, als mitten im Felde sich ein Mann emporrichtete und einen Warnungsschrei ausstieß.

„Fleur-d'Epine!“ sagte das Mädchen und trat erschreckt einen Schritt zurück.

„Da ist auch Boishardy wieder zurück,“ rief der Capitän, „vorwärts, meine Braven!“

Kaum hatte er das gesagt, so fielen sechs Schüsse; die Soldaten glaubten in einen Hinterhalt gerathen zu

sein und liefen auseinander. In demselben Augenblicke stürzte der Royalistenchef mit sechs seiner Leute hervor und befand sich der Bäuerin gegenüber.

„Jeanne!“ rief er bestürzt.

„Durch die Ginsterbüsche, durch die Ginsterbüsche, Herr!“ sagte sie, indem sie Boishardy nach der Seite des Feldes zog, welche, wie sie wußte, nicht gedeckt war.

Als sie über einen Graben gesprungen waren, fiel ein Schuß; der Chouan blieb stehen.

„Ha! die „Königliche“ ist todt,“ sagte Jeanne mit einem Ausbruche wilder Freude.

„Elende!“ rief Boishardy.

Auf der Stelle drehte er sich um und wollte nach den Bäumen zurück, aber kaum war er über die Hecke, als er von zwei Kugeln getroffen wurde. Er fiel, ohne einen Seufzer auszustoßen; die Kugeln waren durch das Herz und die Lungen gegangen.

So endete dieser Mann, der verdient hätte, zu den Zeiten Cid's zu leben und in einem rühmlichen Kriege gegen einen auswärtigen Feind zu fallen. Sein Tod war, wie sein Leben, romantisch und vom Zufall abhängig, bei alledem aber glücklich; denn er starb ohne Todeskampf, unter blühenden Aepfelbäumen, die Lippen noch warm vom Kusse. Einige Elende hieben den Kopf von seinem Leichnam und trugen ihn im Triumph umher. Als Hoche dies erfuhr, weinte er vor Scham und schrieb an den Generaladjutanten Crublier, er möge Alle

die arretiren lassen, welche Theil an diesem „Verbrechen gegen die Ehre“ gehabt häten ... wohl eine befremdende und neue Sprache nach den blutigen Metzeleien der Vendée, die aber ein Zeichen war, daß die Herrschaft der blutigen Gräuel vorüber, und daß die Revolution, wenn sie auch noch ein Sturm war, doch nicht mehr „ein Sturm in einer Cloake“

## XX.

### Schluß.

Die Landung der Emigrirten folgte unmittelbar auf den Tod Boishardy's und die Niederlage bei Quiberon gab der royalistischen Partei den Todesstoß. Beruhigt durch das nachsichtige Verfahren der patriotischen Administratoren ging der größte Theil der Bauern wieder in seine Kirchspiele zurück, wo die Entwaffnung halb durch Gewalt, halb aus freiem Willen geschah. Die Kirchen waren wieder geöffnet worden; die vereideten Priester durften sich wieder sehen lassen, unter der Bedingung, Mäßigkeit zu beobachten; die Municipalen übernahmen wieder die Verwaltung der Gemeinden und allmählich trat die gesetzliche Ordnung an die Stelle des Aufruhrs.

Das seltsame Zusammentreffen in Lachèze war mein letztes Abenteuer. Eine Heirath, durch welche ich als Dirigent in ein neues Haus eintrat, und genöthigt war, mich von meinen Associé's zu trennen, änderte meine ganze Lebensweise.

Ich verließ von nun an Guingamp nicht wieder und blieb den letzten Phasen des Revolutionskampfes

völlig fremd. Sie hatten für mich auch den Reiz der Ungewißheit verloren; die alte Zeit war nunmehr vollständig besiegt; als sie, der untergehenden Sonne gleich, am Horizonte verschwand, sahen auch die eifrigsten Arbeiter ein, daß das Werk vollbracht sei und dachten nun an die Ruhe. Es war dieses Werk allerdings von langer Dauer und mühevoll gewesen; funfzehn Jahre, ohne eine einzige Stunde Unterbrechung, hatte das politische Fieber gewährt. Während dieser funfzehn Jahre war der ganze gesellschaftliche Zustand unterminirt, Alles untergraben, umgestürzt und unter Schweiß und Blut niedergetreten worden; wir landeten an der Gegenwart, wie Schiffbrüchige an der Insel, welche ihr Schiff zerschellt hat. Aber während dieses langen Sturmes hatten sich die Leidenschaften abgekühlt, das Ungestüm sich gelegt; überall zeigte sich Ermüdung und Alles schien frischen Athem schöpfen zu wollen.

Sodann hatten wir auch unsere Dienstzeit bei jener großen Armee, welche für die Sache der Humanität und der Zukunft kämpfte, durchgemacht; es war nun an der Reihe Jüngerer, unsere Eroberungen zu vertheidigen, damit wir zu den häuslichen Freuden zurückkehren konnten.

Lange Zeit war ich ohne Nachricht von Joseph geblieben; ich wußte nur, daß er nach kurzer Gefangenschaft in Saint-Brieuc nach Spanien exportirt worden war, sich dort zum Priester hatte ordiniren las-

sen und in der Dunkelheit von dem Ertrage seiner Messen und einiger Unterrichtsstunden lebte. Endlich erhielt ich einen Brief von ihm, worin er mich bat, für ihn um Erlaubniß, nach Frankreich zurückzukehren, nachzusuchen; ich erlangte sie ohne große Schwierigkeit und beeilte mich, sie ihm zuzuschicken.

Ich erhielt keine Antwort von ihm; eines Abends aber, als ich mit meiner jungen Frau im Garten saß, sah ich ihn auf einmal um die Hecke herumkommen. Mit einem Ausrufe der Freude liefen wir auf einander zu; meine Frau reichte ihm die Hand, die er kaum zu berühren wagte, küßte aber wiederholt das Kind, welches sie trug. Die Verbannung hatte ihn weder verändert, noch sein Gemüth verstimmt; er kam, wie er gegangen war, mit offenen Armen und bereit, alle Menschen an sein Herz zu drücken. Nachdem er mir seine Schicksale und Leiden erzählt, fragte ich ihn, was er nun zu thun gedenke.

„Ich werde in meine Parochie zurückkehren," antwortete er. „Nun der Sturm vorüber ist, ist Ihr Werk vollbracht, aber das unsrige beginnt erst; wir haben die Verwundeten zu heilen und für die Todten zu beten. Die Nation hat es gemacht, wie die Seeleute während eines Sturmes, Monsieur Baptiste; sie ist einzig nur damit beschäftigt gewesen, das Schiff zu retten und hat Alles über Bord geworfen, was ihren Lauf hätte aufhalten können, die Frömmigkeit, die Religion, die christ-

liche Milde . . . Jetzt ist es an uns, diese kostbaren Trümmer dem Abgrunde wieder zu entreißen. Chouans und Blaue bedürfen jetzt gleicher Tröstungen; Jedem will ich meine Hand reichen und sie Alle an mein Herz drücken."

„Ja, Joseph," sagte ich gerührt; „gehen Sie an Ihre Ernte des Friedens und machen Sie, daß das Zeichen der Versöhnung sich über unserer Sündfluth erhebe. Ach! als wir zusammen unter den Weiden von Coëtmieu den Plutarch lasen, hätten wir nicht gedacht, daß Jeder von uns dereinst ein unberühmter Theseus sein würde, der mit Ungeheuern zu kämpfen und Wunderthaten zu vollbringen hätte. Wir haben in einer prüfungsvollen Zeit gelebt, Joseph, und sind den Juden zu vergleichen, die, indem sie ihre Befreiung suchten, vierzig Jahre in der Wüste umherirrten. Wolle Gott, daß wir nicht einen falschen Weg eingeschlagen haben; und wenn wir das gelobte Land nie sehen sollten, möchten es doch wenigstens unsere Kinder sehen können!"

Joseph schüttelte mit dem Kopfe.

„Das gelobte Land, welches Sie suchen, ist weder hinter uns, noch vor uns," erwiederte er sanft; „Jeder von uns trägt es in sich selbst und Gott hat uns Allen zwei Augen gegeben, um es zu sehen."

„Und welches sind diese Augen, Joseph?"

„Der Glaube und die Liebe, Monsieur Baptiste."

---

Ende des dritten und letzten Theiles.

Druck der Verlagsbuchdruckerei in Wurzen.



